



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Die Festrede/Epideiktik und die Preisreden Elfriede
Jelineks“

Verfasser

Marko Johann Zink

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, Mai 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt:
Studienrichtung lt. Studienblatt:

A 332 301
Deutsche Philologie (Stzw) / Publizistik- und
Kommunikationswissenschaft

Betreuerin / Betreuer:

Univ.-Prof. Mag. Dr. Pia Janke

Diplomarbeit

I	Einleitung	4
II	Rhetorik	6
III	Das System der Rhetorik	8
	1. Die Redegattungen	10
	2. Die Produktionsstadien einer Rede	13
	3. Übersicht	18
IV	Die Preisrede als Untersuchungsgegenstand	19
	1. Der Terminus „Preisrede“	19
V	Die Festrede/Epideiktik	20
	1. Allgemeines	21
	2. Die Form der epideiktischen Reden	24
	3. Der Stil und die Sprache der epideiktischen Reden	25
	4. Hinter der Fassade der Epideiktik: Betrachtungsweisen zu Sprache, Affirmation, Zählung und Konservierung	26
	5. Die Leistungen der Epideiktik	31
	6. Sprachrohr durch Subversion	34
	7. Übersicht	35
VI	Elfriede Jelinek: Rede einer Feministin. Rede anlässlich des Literaturpreises Bad Gandersheim 1978	37
	1. Der Preis	37
	2. Chronik	39
	3. Analyse der Rede	40
	3.1 Die schreibende Frau und der männliche Preis	44
	4. Übersicht	47
	5. Epideiktische Bedeutung	48
VII	Elfriede Jelinek: In den Waldheimen und auf den Haidern. Heinrich-Böll-Preisrede 1986	50
	1. Der Preis	51
	2. Chronik	54
	3. Analyse der Rede	57
	3.1 Die politische Lage Österreichs Mitte der 80er-Jahre	57
	4. Übersicht	67
	5. Epideiktische Bedeutung	67

VIII	Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde Georg-Büchner-Preisrede 1998	70
	1. Der Preis	71
	2. Chronik	75
	3. Analyse der Rede	78
	3.1 Der Essay	90
	4. Übersicht	100
	5. Epideiktische Bedeutung	101
IX	Resümee	103
X	Literaturverzeichnis	110
	1. Rhetorik	110
	1.1 Primärliteratur	110
	1.2 Sekundärliteratur	112
	1.3 Nachschlagwerke	113
	1.4 Interviews und Emailverkehr	114
	2. Analyse	114
	2.1 Primärliteratur	114
	2.2 Sekundärliteratur	115
	2.3 Nachschlagwerke	118
	2.4 Interviews und Emailverkehr	119
	2.5 Zeitungsartikel	120
	2.6 Weitere Werke Elfriede Jelineks	123
XI	Anhang	125
	1. Abstract	125
	2. Lebenslauf	126

I. Einleitung

Im Jahr 2004 erhielt Elfriede Jelinek den Nobelpreis für Literatur. Sie ist die erste Autorin Österreichs, der diese Ehre zuteil wurde. Es ist wohl kein Geheimnis, dass wirklich niemand mit dieser Auszeichnung gerechnet hätte. Jelinek war damit am Zenit ihrer Karriere angelangt und die Kritiker wurden mit dieser Auszeichnung abgemahnt. Mit Spannung und vermutlich auch Furcht wurde Jelineks Rede erwartet. Mehrfach hatte sie nämlich in ihren (Preis-)Reden Österreich öffentlich angegriffen. Doch die Angst war unbegründet, ein „Knalleffekt“ blieb aus, mehr noch, Jelineks Rede war beim ersten Mal Hören kaum verständlich und Jelinek destruierte sich als Autorin innerhalb dieser selbst. Sie enttäuschte damit sowohl das Publikum als auch (erneut) die Kritiker. Die Vermutung, dass dies nicht zufällig geschah, wurde bestätigt, da auch alle anderen Preisreden Jelineks nicht in das System traditioneller Preisreden passten und absichtlich gegen Erwartungshaltungen verstießen.

Dieses Spannungsverhältnis bildet auch den Schwerpunkt dieser vorliegenden Diplomarbeit „Die Preisrede/Epideiktik und die Preisreden Elfriede Jelineks“. In drei Preisreden Jelineks werden die charakteristischen Leistungen in/an diesen analysiert und aufgezeigt. Dieser Analyse wird eine Definition des Begriffs der „Preisrede“ bzw. „Festrede/Epideiktik“ vorangestellt, der auf rhetorischer Lehre basiert.

Das erste Kapitel der Arbeit widmet sich dem Gebiet der Rhetorik. Dabei wurde die historische Entstehung weitgehend ausgeklammert. Im Zentrum stehen die Technik und die Praxis der rhetorischen Lehre selbst. Damit wird ein Überblick über ebendiese Disziplin gegeben, und mit der detaillierten Beschreibung ihres Systems, welches das zweite Kapitel der Arbeit darstellt, methodisch erweitert und wissenschaftlich eingebettet. Dieses Wissen um die einzelnen Redegattungen und Produktionsstadien einer Rede ermöglicht die Fokussierung und Behandlung des dritten Kapitels „Die Preisrede als Untersuchungsgegenstand“. Der Begriff der Preisrede ist zwar allgemein bekannt und bei jeder Preisverleihung allgegenwärtig und wird medial verwendet, doch fehlt eine exakte wissenschaftliche Definition dieses Terminus. Eben diese wird im vierten Kapitel der Arbeit „Die Festrede/Epideiktik“ geliefert. Dieses Kapitel beleuchtet

des Weiteren den Begriff der Festrede von allen Seiten. Zuerst wird die Festrede als Redeklasse definiert, in der Folge werden sowohl ihre Leistungen und Möglichkeiten als auch die Gefahr ihrer missbräuchlichen Nutzung beschrieben. Diese Zuschreibungen und Charakteristika bilden die Basis für den weiteren Verlauf der vorliegenden Arbeit, die an dieser Stelle in die Analyse von drei ausgewählten Preisreden Jelineks übergeht (Roswitha Literaturpreis „Rede einer Feministin“ 1978, Heinrich-Böll-Preis „Auf den Waldheimen und auf den Haidern“ 1986 und Georg-Büchner-Preis „Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde“ 1998). Die Auswahl der Reden erfolgte nach Dekaden und kultureller Stellung des jeweiligen Literaturpreises. Die Analyse der Nobelpreisrede „Im Abseits“ 2004 hätte den Rahmen einer Diplomarbeit leider überschritten, wird allerdings als Dissertationsthema angedacht.

Jede dieser drei Reden wird sowohl gemäß dem rhetorischen System als auch hinsichtlich der epideiktischen Erkenntnisse analysiert. Ergänzt werden diese Untersuchungen mit der genauen Interpretation und Textanalyse der jeweiligen Preisrede. Vor jeder einzelnen Analyse werden die Jurybegründung, ein historischer Abriss des einzelnen Preises und eine Chronik wiedergegeben, die sich mit der Person Jelineks, ihren bisherigen Publikationen und ihrer Medialisierung befasst.

Die einzelnen Analysen geben einen Einblick in das System der Preisreden Jelineks und zeigen, wie sich Jelinek ihrer Preisreden bedient, um Gegenöffentlichkeit und Diskurs zu erzeugen. Nach jeder Analyse werden die Ergebnisse ebendieser unter „Leistungen der Epideiktik“ nochmals gesondert und explizit präsentiert.

Die Arbeit wird mit dem Resümee beschlossen, welches die Arbeitsteile nochmals im Gesamten zusammenfasst. Ebenso wird in diesem eine Verknüpfung der einzelnen Teile versucht, die alle Ergebnisse sowohl präsentiert als auch dokumentiert – und schlussendlich in Zusammenhang stellt.

II. Rhetorik

Versucht man sich mit dem Begriff der Rhetorik zu befassen, so stößt man auf eine geradezu unüberschaubar gewordene Anzahl an Literatur.

Der Begriff der Rhetorik ist komplex geworden, taucht allorts interdisziplinär auf, Ratgeber zu diesem weitläufigen Begriff sind in jedem wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Bereich zu finden.¹

Die Rhetorik existiert als wissenschaftliche Disziplin seit dem 5. Jahrhundert vor Christus und entwickelte sich zu einem facettenreichen Untersuchungsgegenstand. Aristoteles, Cicero und Quintilian sind die Begründer der Rhetorik, auf ihren Erkenntnissen beruht das gesamte rhetorische Wissen und System, das sich in rhetorische Theorie (Redekunst, Allgemeine Rhetorik) und rednerische Praxis (Beredsamkeit, Angewandte Rhetorik) untergliedert. Ihre Schriften dienen wissenschaftlichen Rhetorikforschern auch heute noch als Grundlage und Zitatquelle für ihre eigenen Arbeiten.

Rhetorik wird im Historischen Wörterbuch der Rhetorik² mit den Termini „Redekunst“ und „Redelehre“ übersetzt. Die Rhetorik besteht, wie auch jede andere Wissenschaft, aus Theorie und Praxis. Im Zentrum der Rhetorik steht die menschliche Beredsamkeit, die „[...] in allen öffentlichen und privaten Angelegenheiten, ob sie in mündlicher, schriftlicher oder durch die technischen Medien (Film, Fernseher, Internet) vermittelter Form auftritt.“³

Sie erzeugt Texte mit einer spezifischen Wirksamkeit, in deren Mittelpunkt die Persuasion steht. Diese Texterzeugung erfolgt nach einem ganz bestimmten System und einem wirksamen Regelwerk, die historisch gewachsen sind und die Basis der

¹ Wird der Begriff „Rhetorik“ beim Internethändler Amazon in der Suchfunktion eingegeben, erhält man in der Kategorie „Bücher“ 2594 Treffer. Die Buchfacette reicht von wissenschaftlicher Lektüre, über Populär-Rhetorik bis hin zu Publikationen, die sich mit der Wahl der richtigen Verse für die Hochzeit befassen. vgl.:http://www.amazon.de/s/ref=sr_nr_i_0/302-8626725-1833656?ie=UTF8&keywords=rhetorik&rh=i%3Aaps%2Ck%3Arhetorik%2Ci%3Astripbooks&page=1; eingesehen am 17.1.2008.

² Kalivoda, Gregor; Thomas Zinsmaier: Rhetorik. In: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Band 7. Tübingen: Max Niemeyer 2005, Sp. 1423.

³ Ueding, Gert: Was ist Rhetorik? Eine Einführung in die Theorie und Geschichte der Rhetorik. <http://www.uni-tuebingen.de/uni/nas/definition/rhetorik.htm>; eingesehen am 17.1.2007.

rhetorischen Theorie (Allgemeine Rhetorik) bilden. Die Praxis stützt sich auf dieses Theoriefeld und wendet das System der Regeln zur Textproduktion bzw. zur Realisierung einer Rede sowohl in schriftlicher als auch in mündlicher Form an (Angewandte Rhetorik).

Das Ziel einer Rede ist die Persuasion (persuadere: lat. für überzeugen, überreden) des Zuhörers mittels Identifikation mit dem Redner, damit eine subjektive Überzeugung des Redners über den Sachverhalt allgemein gültig werden kann. Plett führt hierzu an:

Nach antiker Auffassung ist Rhetorik die Kunst (ars) oder Wissenschaft (scientia) vom guten (d.h. wirkungsvollen, schönen) Reden: ars/scientia bene dicendi. [...] Sie formuliert eine Technik oder Methode der Textproduktion, die Sprache unter der Perspektive einer spezifischen Wirksamkeit betrachtet.⁴

Rhetorisch wirkungsvolles Reden bedeutet, zwischen Redner und Hörer mittels Persuasion einen „common sense“ über einen gewissen „Streitpunkt“ herzustellen. In der deutschen Sprache wird das Verb „persuadere“ in zweifacher Form wiedergegeben. Die erste Übersetzungsmöglichkeit⁵ „überzeugen“ steht für eine rationale Gesinnung, die zweite Möglichkeit „überreden“ hingegen ist emotional bestimmt.

Historisch betrachtet existieren diese beiden Persuasionsmodi - unabhängig von rationaler und emotionaler Intention - bereits seit den Anfängen der Rhetorik. Das Wirkziel „Überzeugen“ ist philosophisch geprägt und basiert auf der Erkenntnis, dass eine Rede nur der Wahrheitsfindung dienen soll. Der Redner erhält durch rhetorische Erziehung, Bildung und Übung den Charakter eines „vir bonus“, der das Gegenüber für die Wahrheit bzw. das Wahrscheinlichste an einer Sache gewinnen soll, indem der Zuhörer diese Charakterbildung erfährt: „Verwirklichung der Rede bedeutet zunächst Verwirklichung des Guten im Redner; [...]“⁶.

⁴ Plett, Heinrich F.: Einführung in die rhetorische Textanalyse. 9., aktualisierte und erweiterte Auflage. Hamburg: Buske 2001, S. 1.

⁵ vgl. Heinrich F. Plett: ebd., S. 2.

⁶ Ueding, Gert / Steinbrink, Bernd: Grundriss der Rhetorik. Geschichte. Technik. Methode. 4., aktualisierte Auflage. Stuttgart: Metzler 2005, S. 4.

Im Gegensatz hierzu ist das sophistische⁷ „Überreden“ weit weniger ethisch bestimmt. Die Überredungskraft wird ins Zentrum gestellt und ihr Ziel ist bereits dann erreicht, wenn das Gegenüber vom Sachverhalt überzeugt ist, mag dieser auch falsch und/oder widersprüchlich sein.

Diese zwei divergenten Möglichkeiten das Gegenüber für einen Standpunkt zu gewinnen, existieren bis heute. Nicht umsonst heißt es bei Ueding, dass die Kunst, gut und wirkungsvoll zu reden, immer schon mit Vorurteilen zu kämpfen hatte.⁸ Das rhetorische System wurde mit der Absicht entwickelt, den Wahrheitsgehalt eines Sachverhalts zu ermitteln und den Zuhörer von diesem Sachverhalt zu überzeugen. Dieses rhetorische Ziel der Überzeugung bietet vor einem Missbrauch keinen Schutz. Das „persuadere“ kann, wie bereits erläutert, immer in zwei Richtungen arbeiten und da die Rhetorik von sich aus jene Mittel bereitstellt, „[...] die nötig sind, die subjektive Überzeugung von einer Sache allgemein zu machen [...]“⁹, kann aus einer wirkungsvollen auch eine gefährliche, manipulative Disziplin mit Täuschungsabsicht entstehen. Es hat sich im Laufe der Geschichte immer wieder gezeigt, welchen Einfluss und leider auch welchen „Erfolg“ die Rhetorik in dieser negativen Anwendungsform hatte.

III. Das System der Rhetorik

Geht man vom rhetorischen Anspruch aus, das Gegenüber von der Wahrheit eines Sachverhalts zu überzeugen, kann diese Umstimmung, wie eingangs erwähnt, rational (durch Überzeugen) oder emotional (durch Überreden) geschehen. Mit diesen beiden Wirkzielen der Persuasion korrespondieren auch andere Benennungen:

Sein Ziel, die Zuhörer oder Leser vom eigenen Standpunkt in einer Sache zu überzeugen, so dass sie ihre Meinung, gegebenenfalls ihre Haltung und Gesinnung, im gewünschten und schließlich richtigen Sinn ändern, kann der Redner auf

⁷ Die Sophistik ist eine geistige Strömung in der griechischen Antike. Die Sophisten gaben gegen Entlohnung Rhetorik-Unterricht.

⁸ Gert Ueding / Bernd Steinbrink: Grundriss der Rhetorik. Geschichte. Technik. Methode, S. 2.

⁹ Gert Ueding / Bernd Steinbrink: ebd., S. 1.

dreierlei Weise erreichen. Einmal durch die Belehrung (pragma, docere), die auf einen rationalen Erkenntnisprozess zielt und die intellektuellen Fähigkeiten der Adressaten anspricht [...], sodann durch die emotionale Stimulierung des Publikums, die auf die Erregung sanfter, gemäßigter, milder Affekte (ethos, delectare) zielt, und schließlich durch die Erregung der Leidenschaften (pathos, movere).¹⁰

Das Wirkziel „docere“ (lat. für belehren) ist informativ und appelliert an die Vernunft. Diese Unterrichtung des Zuhörers über den Sachverhalt ist emotionsfrei, fachlich und sachlich. „Pragma“ steht hier für das argumentative Eingehen des Redners auf die Sache, damit er seine Ausführungen beweistüchtig machen kann.

„Delectare“ (lat. für unterhalten) hingegen gilt als mildes Affektziel, das mit sanften Emotionen arbeitet und damit die Gefühlswelten des Publikums, welches mittels Ethos überzeugt werden soll, anspricht: „Vergnügen oder Wohlwollen erregt der Redner vorzüglich durch die Vorstellung seines eigenen Charakters. Dessen Redlichkeit und Festigkeit gilt es zu erweisen, so dass dem Redner immer die Funktion eines Vorbildes zukommt.“¹¹

Dieses Wirkziel meidet Extreme und hat einen entspannenden Effekt. Darüber hinaus kann das „delectare“ als ästhetischer Genuss für das Publikum definiert sein, sofern der Text bzw. die Rede auf sich selbst verweist und somit von den Zuhörern als Kunstwerk aufgenommen und/oder als solches akzeptiert wird. Plett¹² spricht in diesem Falle von der Autoreferentialität des Textes.

Seinen Superlativ findet das „delectare“ im dritten Wirkziel „movere“ (lat. für überwältigen), in welchem die emotionalen Überzeugungsgründe ihren Höhepunkt finden. Das Pathos als momenthafte, heftige Erregung richtet die Rede als emotionalen Appell auf das Publikum hin aus und erweckt heftige Leidenschaften wie Zorn, Hass, Jammer und Schrecken. Dabei hat es besonders im Redeschluss seine entscheidende Funktion, „[...] wenn es darauf ankommt, alle Anstrengungen nochmals zur (letztmöglichen) Beeinflussung des Publikums zusammenzunehmen, eine

¹⁰ Gert Ueding / Bernd Steinbrink: Grundriss der Rhetorik. Geschichte. Technik. Methode, S. 278 [Querverweise wurden ausgespart].

¹¹ Gert Ueding / Bernd Steinbrink: ebd., S. 281.

¹² Heinrich F. Plett: Einführung in die rhetorische Textanalyse, S. 4.

Haltungsänderung zu bewirken und möglicherweise direkt eine bestimmte Handlung in Gang zu setzen.“¹³

Erst diese Wirkungsfunktionen machen die Rede persuasiv: „Versucht die Belehrung auf direktem Wege das Gute und Richtige zu erweisen, tut dies die Affektregung auf indirekte Weise.“¹⁴

Durch die gemeinsame Verwendung der rational und emotional definierten Wirkziele überzeugt der Redner das Publikum von seinem Standpunkt und kann sogar eine Haltungsänderung im Publikum erreichen.

Die Wirkziele sind nebst den unterschiedlichen Stilebenen¹⁵ (lat. *genus sublimis* für niedriger Stil, lat. *genus medium* für mittlerer Stil und lat. *genus grande* für hoher Stil) die entscheidenden Persuasionsmittel einer Rede. Sie bestimmen den Erfolg und auch die Rede selbst: Der Redner setzt sie entlang der gesamten Rede, die aus unterschiedlichen Produktionsstadien¹⁶ und Redeteilen¹⁷ besteht, in unterschiedlicher Gewichtung je nach der Angemessenheit (lat. *aptum*)¹⁸ ein.

Die Wirkziele bestimmen gleichzeitig die Redegattung, da sie mit dem Inhalt derselben korrelieren.

1. Die Redegattungen

Es gibt eine Vielzahl von Redetypen, die in der Rhetorik klassifiziert und in drei Redekategorien eingeteilt werden. Bevor diese drei Gattungen vorgestellt werden, wird der Terminus „Rede“ definiert, damit das Verständnis für den Untersuchungsgegenstand gegeben ist.

Definition: Rede

[Rede] bezeichnet die mündliche, zusammenhängende, meist längere, von einer einzelnen Person vor einem Publikum vorgetragene Äußerung. Semantisch

¹³ Gert Ueding / Bernd Steinbrink: Grundriss der Rhetorik. Geschichte. Technik. Methode, S. 282-283.

¹⁴ Gert Ueding / Bernd Steinbrink: Grundriss der Rhetorik. Geschichte. Technik. Methode, S. 279.

¹⁵ vgl. Stilebenen: Kapitel III, S. 13-14.

¹⁶ vgl. Produktionsstadien: Kapitel III, S. 10-12.

¹⁷ vgl. Redeteile: Kapitel III, S. 12-13.

¹⁸ vgl. Angemessenheit: Kapitel III, S. 13.

gesehen gibt es [Rede] in unterschiedlichen Funktionen, so etwa als unspezifische Alltagsrede, als Bericht, Erzählung oder auch als Redebeitrag in einem Gespräch. Rhetorisch gesehen ist die [Rede] Gegenstand der Theorie von den Redegattungen, die schon in der Antike aufgrund der häufigsten Redeanlässe entwickelt wurde. Ihr Ziel ist die Beeinflussung der Zuhörer im Sinne des Redners.¹⁹

Im Unterschied zu einem wissenschaftlichen Referat oder Vortrag will die Rede (als Praxis der Rhetorik) nicht durch Argumente belehren oder anregen, sondern das Publikum überreden bzw. überzeugen, um es schlussendlich für sich zu gewinnen.²⁰

Es gibt drei²¹ verschiedene Redegattungen, die gemäß Aristoteles nach folgendem Muster eingeteilt und bezeichnet werden: die judiziale Gattung (Gerichtsrede, lat. *genus iudiciale*), die deliberative Gattung (Beratungsrede bzw. Politische Rede, lat. *genus deliberativum*) und die epideiktische Gattung (Festrede/Lobrede bzw. Epideiktik²², lat. *genus demonstrativum*).

Diese drei Kategorien bestimmen sich durch die Parameter Thema, Funktion und Zeit:

Die judiziale Gattung (oder „Gerichtsrede“) ist inhaltlich durch Recht bzw. Unrecht bestimmt. Die Funktion der Gerichtsrede sind Anklage oder Verteidigung. Es wird über ein vergangenes Ereignis geurteilt (Zeitreferenz liegt in der Vergangenheit) und da der Ausgang der Verhandlung nicht vorherbestimmbar ist, kann auch der Redegegenstand dieser Rede nicht „*certa*“ (lat. für sicher) sondern „*dubium*“ (lat. für ungewiss, zweifelhaft) sein.

Die Frage nach Nutzen und Schaden definieren den thematischen Bereich der deliberativen Gattung (oder „Politischen Rede“). Mittels Mahnung oder Warnung wird der funktionale Bereich beschrieben, gleichzeitig wird dadurch auch der zeitliche Bereich, der in der Zukunft liegt, markiert. Der Redegegenstand bleibt auch in dieser

¹⁹ Czaplá, Beate: Rede. In: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Band 7. Tübingen: Max Niemeyer 2005, Sp. 698.

²⁰ vgl. Wilpert von, Gero: Sachwörterbuch der Literatur. 8. Auflage. Stuttgart: Körner 2001, S. 666.

²¹ Aristoteles hat dieses triadische System in der Antike entwickelt. In einzelnen wissenschaftlichen Aufsätzen zur Rhetorik wurde dieses System im Mittelalter um die Gattungen „Briefsteller- und Predigtkunst“ erweitert. vgl. Spang, Kurt: Rede. Bamberg: C.C.Buchner 1987, S. 70-81.

²² Innerhalb der wissenschaftlichen Literatur wurden für die Erscheinungsform dieser Redegattung mehrere Bezeichnungen gefunden (z.B. Festrede, Lobrede, Allgemeinrede, Prunkrede etc.). An dieser Stelle werden die drei gängigsten Termini (Festrede, Lobrede und Epideiktik) aufgelistet, wobei in dieser Arbeit diese Gattung fortan als „Festrede“ und „Epideiktik“ bezeichnet wird.

Gattung zweifelhaft. „Wenn etwas Zweifelhaftes zur Wahl steht, so ist das Verhältnis Redner/Zuhörer beratend (*genus deliberativum*) und bezieht sich auf die Zukunft.“²³

Ehre oder Unehre als Redehalte kennzeichnen die epideiktische Gattung (oder „Epideiktik/Festrede“). Lob oder Tadel fungieren als Funktion und da der Redegegenstand sicher ist, verlangt er nach keiner Auseinandersetzung, d.h. das Publikum bleibt im Gegensatz zu den beiden anderen Redegattungen (meist) passiver Zuhörer. Die Gegenwart definiert hier die primäre Zeitreferenz.

Die epideiktische Gattung findet innerhalb der Wissenschaft nur wenig Beachtung. Wenn es zu einer Auseinandersetzung mit ihr kommt, dann ist diese meistens historisch angelegt. Jüngere Forschungen gibt es kaum, obwohl ihrer Gattung die meisten Redetypen zugeordnet werden. Im Historischen Wörterbuch der Rhetorik²⁴ sind eine Vielzahl von Redenformen, die der Epideiktik subsumiert werden: die Alltagsrede, die Gelegenheitsrede, die Lobrede, die Laudatio, die Ehrenrede, die Gesellschaftsreden (mit ihren sämtlichen Unterarten wie Reden bei Geburtstagen, Hochzeiten, Jubiläen), die Ode, etc.

Bereits Quintilian hat die Kanonisierung des (aristotelischen) Triadensystems scharf kritisiert. Er schlug vor, die epideiktische Gattung in weitere eigenständige Gattungen zu unterteilen, da der Begriff der Epideiktik den unterschiedlichen und voneinander divergierenden Gattungen nicht gerecht werde. Dieser Vorschlag ist zwar wissenschaftlich belegt²⁵, scheint jedoch er in keiner Weise berücksichtigt worden zu sein.

Reinformen dieser Redegattungen existieren kaum: „Die Gattungen sind, so betont Quintilian, nicht streng voneinander geschieden, sondern greifen ineinander über, d.h. in der beratenden Rede oder in der Gerichtsrede wird auch Lob und Tadel zu finden sein, in der beratenden Rede wird auch über Geschehenes geurteilt werden müssen.“²⁶

²³ Gert Ueding / Bernd Steinbrink: Grundriss der Rhetorik. Geschichte. Technik. Methode, S. 213.

²⁴ Das Historische Wörterbuch der Rhetorik wird von Gert Ueding seit 1992 herausgegeben. Es erscheint in insgesamt zehn Bänden, wobei der erste Band 1992 veröffentlicht wurde und der letzte für das Jahr 2011 vorgesehen ist. Dieses rhetorische Nachschlagewerk wird im Max Niemeyer Verlag in Tübingen herausgegeben.

²⁵ vgl. Fuhrmann, Manfred: Die Antike Rhetorik. Eine Einführung. 4. Auflage. Zürich: Artemis&Winkler 1995, S 81-98. vgl. auch: Heinrich F. Plett: Einführung in die rhetorische Textanalyse, S. 17-18.

²⁶ Gert Ueding / Bernd Steinbrink: Grundriss der Rhetorik. Geschichte. Technik. Methode, S. 213. - vgl. auch: Heinrich F. Plett: Einführung in die rhetorische Textanalyse, S. 18: „Die Redegattungen erscheinen in der Praxis nur selten in reiner Form; im Regelfall vermischen sich ihre Themenbereiche, Funktionen und Zeitreferenzen.“

Dies bedeutet, dass sich nicht nur die drei Gattungen (thematisch und funktional) überschneiden, sondern dass auch ihre primären zeitlichen Merkmale variable Parameter sind. Damit können einzelne Reden zwar formal und thematisch klassifiziert werden, gleichzeitig aber ermöglicht ihre „Interdisziplinarität“ eine Verifizierung und Modifizierung der beschriebenen Persuasionsmodi.

Da sich diese Arbeit mit epideiktischen Reden von Elfriede Jelinek befasst, ist es unerlässlich, sich auch mit diesen Grenzübergängen (hinsichtlich ihres Vorkommens und ihrer Absicht) zu befassen, was im dritten Kapitel geschieht.

2. Die Produktionsstadien einer Rede

Vorraussetzung für die Redekunst sind Naturanlage einerseits, Ausbildung und Erfahrung andererseits. Unabhängig von den anthropologischen Fähigkeiten kann die Redekunst auch durch Kunstlehre, Unterricht, Nachahmung und Übung erworben werden. Eine Rede bzw. ein rhetorischer Text entsteht in fünf Stadien: Stofffindung (lat. *inventio* für Erfindung), Stoffgliederung (lat. *dispositio* für Anordnung), Ausdruck (lat. *elocutio* für Ausdruck), Einprägen (lat. *memoria* für Erinnerung) und der Vortrag selbst (lat. *actio* für Handlung). Die letzten beiden Redephasen (Memorierung des Textes und der Vortrag selbst) sind für die Analyse dieser Arbeit unerheblich, da sie einerseits weder erfasst werden können (seitens des Einprägens) noch Ton- und Bilddokumente (hinsichtlich des Vortrages) vorhanden sind.

Das Erkennen des Redegegenstandes (lat. *intellectio* für Mitverstehen) selbst, geht diesen fünf Redestadien voraus. Dieses Erkennen entspricht entweder dem Interesse des Redners (der Redner sucht sich selbst den Gegenstand bzw. das Thema aus Interesse daran aus) oder der Redegegenstand ist vorgegeben (entweder durch eine Erwartungshaltung an das Ereignis oder durch die Situation). Die *intellectio* widmet sich [...] dem Aufnehmen, Verstehen und Beurteilen des Vorgegebenen.²⁷

²⁷ Gert Ueding / Bernd Steinbrink: Grundriss der Rhetorik. Geschichte. Technik. Methode, S. 211.

Aus jedem Gedanken kann eine Rede entstehen, es ist aber Aufgabe des Redners, diesen Gedanken zu erforschen und zu beurteilen, um abzuwägen, ob sich aus dem Gedanken genug „Gewinnbringendes“ ableiten lässt und somit eine Rede konstruiert werden kann. Ist der Redestoff gefunden, wird dieser innerhalb der ersten Redephase, der *inventio*, untersucht.

Die *inventio* „[...] ist die Kunst, wahre oder wahrscheinliche Stoffmomente aufzufinden, die den Redegegenstand glaubhaft machen“²⁸.

Hierzu benötigt man ein Refugium an stichhaltigen und verifizierbaren Argumenten, die für den Redegegenstand plausibel sind und zugleich sichere Beweise liefern:

Zur möglichst vollständigen Erforschung und Sammlung der jeweils gewünschten Beweismittel steht dem Redner ein eigenes System von Suchkategorien (*Topik*) zur Verfügung, die personen- oder problembezogen alle möglichen Fundorte für Argumente, Belege oder Beweise erschließen.²⁹

Diese Fundorte werden als *topoi* oder *loci*³⁰ bezeichnet. Sie lassen sich auf die Person, die Sache, den Ort, die Zeit, die Ursache etc. beziehen und werden vom Redner systematisch abgefragt (z.B.: Die Herkunft einer Person oder die Zeit einer Handlung sind *Topoi*, wenn sie etwas Typisches³¹ über die Person oder die Zeit aussagen). Diese *Topoi* lassen sich erweitern und werden auch subklassifiziert (Fragen an die Person bezüglich ihres sozialen Gefüges: Abstammung, Erziehung, Vermögen etc.). Fährt man mit diesen Subklassifizierungen fort, so entsteht eine Vielzahl von *Topoi*, aus denen ein wirksames Argumentationsgebilde entsteht: „Rhetorische Argumentationskunst erwächst aus der *Topik*, in welcher der soziale Konsens oder der Konsens einzelner Gruppen sich in Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmustern sedimentiert hat und einen verfügbaren Fundus von Meinungswissen darstellt.“³²

Nachdem *Topoi* gefunden und abgefragt sind, kommt es zur inhaltlichen Stoffgliederung (*dispositio*), die sowohl unter den Gesichtspunkten der Wirkziele des Redners (*docere, delectare und movere*) als auch nach den Verhältnissen zwischen

²⁸ Heinrich F. Plett: Einführung in die rhetorische Textanalyse, S. 13.

²⁹ Ueding, Gert: Klassische Rhetorik. 4., durchgesehene Auflage. München: Beck 2005, S. 56.

³⁰ Ueding teilt in 1. *loci a persona* und 2. *loci a re* ein. Hiermit sind Suchkategorien und Beweisgründe gemeint, die sich nach dem Bezug 1. auf die Person und 2. auf die Sache richten. Diese Suchkategorien gründen in den Überlegungen Aristoteles', welche die Bedingungen der Glaubwürdigkeit an Personen (*loci a persona*) und an Sachen (*loci a re*) knüpfen. vgl. Gert Ueding: Klassische Rhetorik, S. 57-80.

³¹ vgl. Ueding verwendet in diesem Zusammenhang den Begriff des Gemeinplatzes. Gert Ueding / Bernd Steinbrink: Grundriss der Rhetorik. Geschichte. Technik. Methode, S. 241.

³² Gert Ueding: Klassische Rhetorik, S. 56 [Querverweise wurden ausgespart].

Publikum und Redegegenstand, die als „Grade der Vertretbarkeit“³³ bezeichnet werden, stattfindet. Zu diesen Vertretbarkeitsgraden zählt das „genus honestum“ (lat. honestum für ehrenhaft), welches das ehrenhafte Verhältnis zwischen Zuhörer und Redegegenstand angibt: „Hier hat der Redegegenstand schon von sich aus genügend Gewinnendes, er entspricht den Erwartungen, Ansprüchen und Werten der Zuhörer völlig.“³⁴

Das „genus humile“ (lat. humile für niedrig) entspricht einem geringen Interesse seitens des Publikums an der Sache. Der Redner muss das Publikum gleich zu Beginn für die Sache begeistern und sein Interesse wecken. Interesse am „genus dubium“ (lat. dubium für zweifelhaft) ist zweifelhaft und ungewiss. In diesem Fall ergeben sich z.B. verschiedene, aber gleichwertige Antworten auf bestimmte Sachverhalte. Deshalb muss der Redner von Anfang darauf abzielen, das Wohlwollen der Zuhörerschaft zu gewinnen. Das „genus obscurum“ (lat. obscurum für dunkel) definiert einen Sachverhalt, der im Dunkeln liegt. Er ist schwer verständlich und ebenso schwer durchschaubar. Der letzte Vertretungsgrad, das „genus turpe“ (lat. turpe für sittlich schlecht), weiß die Zuhörer mit seinem Sachverhalt zu überraschen oder zu schockieren, da er absichtlich gegen die allgemein üblichen und gültigen Vorstellungen (den common sense) verstößt.

Die formale Stoffgliederung, die sich dem Textkorpus materiell widmet, besteht aus vier Redeteilen: Einleitung (lat. exordium für Einleitung), Erzählung (lat. narratio für Erzählung), Beweisführung (lat. argumentatio für Argumentation) und Schluss (lat. peroratio für Schluss).

Die Einleitung (exordium) hat das Ziel, den Hörer für die Rede, den Redegegenstand und auch für den Redner selbst aufnahmebereit und aufmerksam zu machen. Das Publikum soll wohlwollend gestimmt werden. Der eigene (parteiliche) Standpunkt wird definiert und artikuliert. In der Erzählung (narratio) klärt der Redner den Hörer über den Sachverhalt auf. Die Erzählung leitet zur Beweisführung (argumentatio) über. Dieser Teil kann, je nach Wirkungsintention des Redners, sachlich (durch Ethos) oder affektiv (durch Pathos) sein. Er ist sowohl bei der Gerichtsrede als auch bei der Politischen Rede der wichtigste Teil, da er mittels geschickt ausgewählter und gezielt

³³ Manfred Fuhrmann: Die Antike Rhetorik. Eine Einführung, S. 85.

³⁴ Gert Ueding / Bernd Steinbrink: Grundriss der Rhetorik. Geschichte. Technik. Methode, S. 213.

positionierter Argumente das Publikum überzeugen kann. Innerhalb der Epideiktik entfällt die Beweisführung meist, da der epideiktische Sachverhalt im Gegensatz zu den beiden anderen Redegattungen sicher und nicht strittig ist. Der Redeschluss (peroratio) markiert das Ende der Rede. Dieser enthält oftmals eine kurze Wiederholung der bisherigen Beweisführung. Entscheidend ist, dass das Pathos im Redeschluss eine bedeutsame Wirkung erzielt, da er mit Appellen und Affekten (basierend auf der Wortwahl und dem Ausdruck) arbeitet und der Redner dadurch das Publikum ein weiteres Mal für sich gewinnen kann.

Sind die Vorerhebungen (Erkennung, Auffindung und Gliederung des Stoffes) abgeschlossen, wird der Stoff durch die *elocutio* sprachlich ausgedrückt. Die *elocutio* umfasst die sprachlichen Figuren und Tropen sowie den Wortgebrauch und die Satzfügung im rhetorischen Kontext.

Da sich eine Rede im Normalfall an ein Laienpublikum wendet, das die genauen Fakten nicht kennt, sind Tugenden wie Sprachrichtigkeit (lat. *latinitas* für Richtigkeit), Deutlichkeit (lat. *perspicuitas* für Klarheit), Angemessenheit (lat. *aptum* für Angemessenheit) und Redeschmuck (lat. *ornatus* für Schmuck) oberste Stilqualitäten.

Die Sprachrichtigkeit (*latinitas*) regelt die syntaktische und idiomatische Korrektheit des Ausdrucks. Die Klarheit oder auch Deutlichkeit (*perspicuitas*) ist für die treffende Wort- und Ausdruckswahl zuständig und bezieht sich auf die Deutlichkeit des Ausdrucks³⁵. Der Redeschmuck (*ornatus*) betrifft den gesamten Ausdruck und ist wichtiges Statut innerhalb der Epideiktik.

Die Angemessenheit (*aptum*) ist die wichtigste Tugend innerhalb der gesamten Rede. Sie regelt die inneren Bausteine der Rede (Verhältnis Redegegenstand/Ausdruck, Verhältnis Redegegenstand/Stilebene, Verhältnis Redegegenstand/Situation) und die äußeren Bedingungen (Verhältnis zwischen Rede/Zeit, Rede/Ort, Redegegenstand/politische Verhältnisse und Redegegenstand/Publikum).

Zum Ausdruck gehören auch die Stilebenen (auch Stilhöhen oder Stilarten, *genera dicendi*, genannt), die eng an die Wirkungsfunktionen geknüpft sind und zudem innerhalb der Persuasion eine entscheidende Rolle spielen:

³⁵ Die Dunkelheit (*obscuritas*) ist das Pendant zur Klarheit. Die Dunkelheit ist in einigen literarischen Gattungen (unter anderem in Satire und Polemik) zu finden und erscheint auch innerhalb der epideiktischen Redegattungen. vgl. Gert Ueding / Bernd Steinbrink: Grundriss der Rhetorik. Geschichte. Technik. Methode, S. 230.

Je nachdem, ob der Redner mehr den Verstand, das Gefühl oder den Willen (das Herz) ansprechen möchte, hat er einen bescheidenen, mittelhohen oder pathetischen Stil zu wählen, eine Diktion, die sich zu gleicher Zeit nach der rednerischen Intention (Beweisen notwendig, Unterhaltung angenehm, Bewegen machtvoll) und dem zu beschreibenden Gegenstand richtet.³⁶

Es werden demgemäß drei Stilebenen unterschieden, die aber nicht isoliert sondern bestenfalls gemeinsam innerhalb der Rede auftreten, wie es auch bei den drei Wirkungsfunktionen der Fall ist.

Der niedrige Stil (*genus subtile*, auch *genus humile*) ist durch eine informative, belehrende, argumentierende und beweisende Wirkungsabsicht gekennzeichnet. Er korrespondiert mit dem Wirkungsziel des „*docere*“ (belehren).

Inhaltliche und stilistische Merkmale sind Schlichtheit, Durchsichtigkeit, Präzision, Sprachrichtigkeit, Vermeidung von Unklarheit und beinahe völliger Verzicht auf jegliche ornamentale Ausschmückung und emotionale Einfärbung des Textes.³⁷

Der mittlere Stil (*genus mixtum*, auch *genus medium*) soll unterhalten und erfreuen und so das Publikum für die Rednerposition gewinnen. Die Wirkungsabsicht wird mit dem „*ethos*“ und „*delectare*“ (erfreuen) beschrieben. Dieser Stil ist häufig in der Epideiktik anzutreffen.

Der letzte Stil (*genus sublime*, auch *genus grande*) beschreibt jenen mit großartigem, pathetischem Gehalt. Das korrelierende Wirkziel ist „*movere*“ (bewegen), im Zentrum steht dabei das Pathos. Er soll das Publikum mitreißen oder erschüttern: „Kennzeichen dieser Stilebene ist der Ausdruck des Außergewöhnlichen, der sich in feierlicher Erhabenheit oder heftiger Leidenschaft der Diktion manifestiert.“³⁸

Starke Affekterregung und Gefühlsausbrüche treten häufig auf, und er ist reich an Schmuck, Stilfiguren und Tropen. Er erscheint in allen drei Redegattungen, vorzüglich am Schluss.

³⁶ Jens, Walter: Rhetorik. In: Kohlschmidt, Werner / Mohr, Wolfgang: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Begründet von Paul Merker und Wolfgang Stammeler. 2. Auflage. Band 3. Berlin / New York: de Gruyter 2001, S. 434-435.

³⁷ vgl. Heinrich F. Plett: Einführung in die rhetorische Textanalyse, S. 128.

³⁸ Heinrich F. Plett: ebd., S. 129 [Querverweise wurden ausgespart].

3. Übersicht

Das System der Rhetorik fußt auf mehreren Bereichen, die für den Analyseteil dieser Arbeit größter Wichtigkeit sind. Die rhetorischen Wirkungsfunktionen (*docere*, *delectare* und *movere*) gelten als Indikatoren für die rednerische Intention und stellen interpretatorische Hilfsmittel für die Untersuchung der Preisreden von Elfriede Jelinek dar. Zu diesen Wirkungsfunktionen gesellen sich die Stilebenen (*genus humile*, *genus medium* und *genus grande*) sowie die Vertretbarkeitsgrade (*genus honestum*, *genus humile*, *genus dubium*, *genus obscurum* und *genus turpe*), welche das Verhältnis zwischen Publikum und Redegegenstand markieren.

Die Produktionsstadien einer Rede dienen der Analyse des Untersuchungsgegenstandes in seiner Gesamtheit. So kann die Betrachtung einzelner Stadien wie der Stofffindung (*inventio*), der Stoffgliederung (*dispositio*) und des Ausdrucks (*elocutio*) die Analyse vervollständigen, wobei bei der sprachlichen Untersuchung das Hauptaugenmerk auf den Ausdruck (*elocutio*) fallen wird.

Das rhetorische System kennt drei Redeformen: die Gerichtsrede (*genus iudiciale*), die Beratungsrede (*genus deliberativum*) und die Festrede/Epideiktik (*genus demonstrativum*). Die dritte Gattung wird in der Wissenschaft zumeist vernachlässigt, obwohl diese die meisten Redeformen umfasst. Der Analysegegenstand dieser Arbeit ist die Preisrede und da diese Redeform zur epideiktischen Gattung gehört, wird die an den Begriff und die Bedingungen der Preisrede gekoppelte Epideiktik im folgenden Kapitel vorgestellt und untersucht.

IV. Die Preisrede als Untersuchungsgegenstand

1. Der Terminus „Preisrede“

Diese Arbeit wird sich mit der Analyse von sogenannten „Preisreden“ (von Elfriede Jelinek) befassen.

Die Preisrede ist der Lobrede (Laudatio) sehr ähnlich und wird wie diese anlässlich einer Preisübergabe im öffentlichen oder privaten Rahmen gehalten. Der Terminus „Preisrede“ ist allgemein bekannt und wird als solcher akzeptiert, zumal er auch immer dann verwendet wird, wenn es um diese Form der Rede geht.

Umso mehr mag es verwundern, dass keine wissenschaftlich (exakte) Definition von „Preisrede“ in der textlinguistischen Literatur gefunden werden konnte. Auch lexikalisch wird dem Begriff wenig bis gar kein Platz eingeräumt.

Geht man von der Textsortenklassifizierung³⁹ aus, gehört die Preisrede zweifellos zur Textklasse⁴⁰ der Rede, deren Erscheinungsformen - Gerichtsrede, Beratungsrede und Epideiktik - ja bereits im ersten Kapitel dieser Arbeit beschrieben worden sind. Gemäß dieser Dreiteilung wird die Preisrede der letzten Gattung, der Epideiktik, zugeordnet.

³⁹ Ein Text, in diesem Fall die Preisrede, repräsentiert zugleich eine bestimmte Textsorte: „Der konkrete Text erscheint immer als Exemplar einer bestimmten Textsorte.“ (1) Damit sind z.B. Radiokommentare, Zeitungsnachrichten, Reden aller Art, Wetterberichte, Kochrezepte etc. gemeint. Diese Textsorten „[...] sind konventionell geltende Muster für komplexe sprachliche Handlungen und lassen sich als jeweils typische Verbindung von kontextuellen (situativen), kommunikativ-funktionalen und strukturellen (grammatischen und thematischen) Merkmalen beschreiben. (2).

(1) Brinker, Klaus: Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. 5., durchgesehene und ergänzte Auflage. Berlin: Erich Schmidt Verlag 2001, S. 129.

(2) Klaus Brinker: ebd., S. 135.

⁴⁰ Textklasse bezeichnet eine Familie von Textsorten, die durch eine hohe Anzahl an Gemeinsamkeiten gekennzeichnet sind. In diesem Fall gehören die einzelnen Textsorten wie Dankrede, Begrüßungsrede, Abschiedsrede, Laudatio etc. zur Epideiktik, die dann als höhere Einheit der Textsorte, als Textklasse, zu sehen ist.

V. Die Festrede/Epideiktik

„Festreden gehören zu den Zweckformen der Literatur. In bestimmten Situationen des gesellschaftlichen Lebens sind sie offensichtlich nicht zu umgehen.“⁴¹

Die Epideiktik stellt die dritte Art der drei großen Redegattungen der Rhetorik dar. Sie fungiert als Sammelbegriff für viele verschiedene Reden, die sowohl denselben thematischen (Ehre bzw. Unehre) als auch denselben funktionalen (Lob oder Tadel) Handlungsbereich aufweisen. Im Unterschied zu den beiden anderen großen Redeklassen bezieht sich die Epideiktik auf die Gegenwart⁴².

Übersetzt wird der Begriff häufig mit Festrede und Lobrede. Im Historischen Wörterbuch der Rhetorik wird Epideiktik unter „Epideiktische Beredsamkeit“⁴³ geführt: „Der Terminus [Epideiktische Beredsamkeit] ist indes keine Gattungsbezeichnung, er ist vielmehr als ein auf die Praxis weisender Oberbegriff für eine Vielzahl verschiedener epideiktischer Gattungen zu verstehen.“⁴⁴

Die Vertreter der Epideiktik sind allesamt eigenständig vorkommende Textsorten wie z.B. die Laudatio, die Dankrede, Hochzeitsrede, die Leichenrede, das Siegeslob oder auch die Ode, die Plett unter anderem auch als „Reden bei gesellschaftlichen Anlässen“⁴⁵ und Hilgendorff als „Gelegenheitsreden“⁴⁶ benennt.

Das Gemeinsame an diesen Reden der Gattung Epideiktik soll im Folgenden dargestellt werden.

⁴¹ Eigenwald, Rolf: Harmonie der Harmlosen? Analyse von Festredentexten. In: Ide, Heinz / Bremer Kollektiv (Hgs.): Projekt Deutschunterricht 3. Soziale Fronten der Sprache. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1972/73, S. 3.

⁴² Die Gerichtsrede befasst sich mit vergangenen, die Beratungsrede mit künftigen Situationen.

⁴³ Matuschek, Stefan: Epideiktische Beredsamkeit. In: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch. Band 2. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1994, Sp. 1258-1267.

⁴⁴ Stefan Matuschek: Epideiktische Beredsamkeit, Sp. 1258.

⁴⁵ Heinrich F. Plett: Einführung in die rhetorische Textanalyse, S. 17.

⁴⁶ Hilgendorff, Wilhelm: Gelegenheitsrede. In: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch. Band 3. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1994, Sp. 667-668.

1. Allgemeines

Geht man von „Festrede“ als der häufigsten und ehest zutreffenden Übersetzung bzw. Benennung des Begriffs Epideiktik⁴⁷ aus, so wird aus dem Nominalkompositum ersichtlich, dass dieser Terminus eine Situation und den Anlass der Rede⁴⁸ bezeichnet. Der Anlass und die Situation sind das Fest. Ein Fest gleicht einem Ritual, das „[...] ein nach bestimmten Regeln ablaufendes, wiederholbares, inszeniertes Geschehen zwischen mehreren Menschen.“⁴⁹ ist. Daraus ergibt sich, dass der Sachverhalt der Festreden im Unterschied zur Gerichts- und Beratungsrede gewiss ist. Sie basiert außerdem auf Widerspruchsfreiheit. Probleme und deren Ausläufer werden bewusst ausgeklammert und auch nicht gefordert. Alle Teilnehmer sind Bestandteil der rituellen Gemeinschaft: „Harmonisierung aller Gegensätze wird angestrebt, wechselseitige Bestätigung ist die Regel, Problematisierungen bleiben unerwünscht. Erbaulich und unverbindlich, vertraut und besänftigend, kurz: rundweg affirmativ wirken Festrederituale.“⁵⁰

Diese Harmonisierung und Ausgrenzung von Gegensätzen wird ermöglicht, da die Festrede nichts Strittiges behandelt. Die Rede wird gehalten, um jemanden für etwas zu loben, auszuzeichnen, zu ehren und in manchen Fällen zu tadeln. Über all dem schweben jedoch der Konsens, die Klarheit und vor allem das Übereinkommen. Der Status Quo der Teilnehmer, der Veranstalter – kurzum, all jener, die ins Fest eingebunden sind, scheint einhellig und positiv:

Die epideiktische Rede hat es [...] nicht mit einem Streitfall, sondern mit etwas Bekanntem und einhellig als gut oder schlecht Eingeschätztem zu tun. Ihre Aufgabe besteht darin, das allgemeine Urteil öffentlich darzulegen. Nach den beiden grundsätzlich polaren Möglichkeiten wird sie auch durch ihre Funktion Lob oder Tadel bestimmt.⁵¹

⁴⁷ Epideiktik wird oft mit Lob- und Festrede übersetzt. Die Gleichsetzung von Epideiktik und Lobrede ist allerdings nicht korrekt: Die Lobrede wird im Historischen Wörterbuch als Synonym der „Laudatio“ ausgewiesen und stellt daher eine Textsorte innerhalb der Epideiktik dar und kann keinesfalls mit dieser gleichgesetzt werden. vgl.: Matuschek, Stefan: Lobrede. In: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch. Band 5. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1994, Sp. 390-398.

⁴⁸ vgl. Mayer, Heike: Das epideiktische Prinzip. oder: Das Gesetz der Sonntagsrede gilt auch im Alltag. In: RhetOn. Online Zeitschrift für Rhetorik & Wissenstransfer 1/2005.

<http://www.rheton.sbg.ac.at/?page=articles§ion=01.05&article=mayer>; eingesehen am 20.11.2006.

⁴⁹ Glaser, Hermann: Die hohen Worte sind parterre. Wie Deutschlands Festredner in die heimlichen Tiefen der Seele dringen. In: Frankfurter Rundschau 199, 29.8.1970, Seite nicht bekannt.

⁵⁰ Rolf Eigenwald: Harmonie der Harmlosen? Analyse von Festredentexten, S. 3.

⁵¹ Stefan Matuschek: Epideiktische Beredsamkeit, Sp. 1258.

Lob und Tadel stellen inhaltliche Eckpunkte der Epideiktik dar, das Lob überwiegt selbstverständlich. Dennoch wird nicht innerhalb der Rede über das Lob oder den vermeintlichen Tadel entschieden. Dies steht natürlich aufgrund des Ereignisses und der Gesinnung der Veranstaltung⁵² bereits im Vorfeld – für den Redehalter – fest. Auch wird nicht darüber diskutiert, warum man sich für Lob bzw. Tadel entschieden hat, auch weil innerhalb der Festgemeinschaft darüber bereits Konsens besteht und weil sich die Versammlung auch gerade deshalb zusammengefunden hat. Die Monologizität⁵³ (im Unterschied zur Dialogführung der Gerichts- und Beratungsrede) der Festrede erlaubt zudem keinen Dialog, somit auch keine Auseinandersetzung mit dem Redegegenstand selbst.

Damit steht eines fest: Die Epideiktik ist jene Redegattung, deren Ablauf und Ausgang im Vorfeld klar ist. Das führt dazu, dass sich scheinbar auch die Schwerpunkte (innerhalb) der epideiktischen Gattungen verlagern. Sind Gerichts- und Beratungsrede auf dialogische Kommunikation ausgerichtet, deren Ziel erst am Ende der Rede feststeht, wird diese in der Epideiktik zugunsten eines exhibitionistischen Moments weitgehend ausgeklammert: Im Vordergrund steht nicht, *was* gesagt wird, sondern *wie* etwas gesagt wird.

Die Erklärung im Historischen Wörterbuch der Rhetorik über Epideiktische Beredsamkeit lautet dementsprechend:

Die [Epideiktik] ist – so kann es schon die Übersetzung erklären – ein sprachliches Zurschaustellen [...]. Damit ist allgemein jede Art fragloser Rede gemeint, d.h. eine Rede, die nicht untersucht, erörtert und argumentiert, sondern etwas im voraus Feststehendes und Unstrittiges darstellt. Je fragloser der Gegenstand, desto mehr verschiebt sich die Aufmerksamkeit vom Dargestellten auf die Darstellung selbst. Es interessiert nicht, was, sondern wie geredet wird.⁵⁴

⁵² So wird sich bei einer Preisübergabe die Laudatio mit dem Lob auf den Preisträger und seinem Schaffen befassen und wird keine Kritik an seiner Person und/oder an seinem Werk zulassen. Kritische Stimmen werden in positive Vorausschau umgemünzt. Eine Leichenrede wird sich mit dem Lob auf den Verstorbenen und dem Tadel seines „frühen“ Ablebens befassen und den Hinterbliebenen wird Mut zugesprochen. Eine Rede bei einer Vereinsversammlung wird geleistete Arbeit mit Lob honorieren und Motivation und Aufbruch anstelle des Tadels setzen.

⁵³ vgl. Kopperschmidt, Josef: Zwischen Affirmation und Subversion. Einleitende Bemerkungen zur Theorie und Rhetorik des Festes. In: Kopperschmidt, Josef; Helmut Schanze (Hgs.): Fest und Festrhetorik. Zu Theorie, Geschichte und Praxis der Epideiktik. München: Fink 1999, S. 14.

⁵⁴ Stefan Matuschek: Epideiktische Beredsamkeit, Sp. 1258.

Natürlich ist auch bei den zwei anderen Redegattungen entscheidend, wie geredet wird, zumal das epideiktische Genos⁵⁵ auch als Moment innerhalb der Gerichts- und Beratungsrede vorkommt.⁵⁶ Man denke z.B. an politische Reden, die reich an Pathos und Inszenierung sind, oder an das Plädoyer im Gerichtssaal. Dennoch vermögen diese beiden Redegattungen es nicht, die Rede (einzig) als Kunstwerk aufzufassen und als solches umzusetzen. Doch das sind der eigentliche Charakter und die Stärke der epideiktischen Gattungen. „Damit wird also im *genus demonstrativum* [Epideiktik] die darbietende Redekunst Objekt der Rede.“⁵⁷

Die epideiktischen Gattungen verschieben ihre inhaltlichen Schwerpunkte auf die Darstellung: „Das *genus* pflegt *l'art pour l'art*: der Redner exhibiert seine Redekunst vor dem nicht zur inhaltsbezogenen praktischen Entscheidung, sondern zum Kunsturteil (zur Bewunderung) aufgeforderten Publikum.“⁵⁸

Aufgrund solcher Erkenntnisse scheint die Definition Matuscheks, bezüglich der Epideiktischen Beredsamkeit, dass es nicht interessiert worüber, sondern nur wie geredet wird⁵⁹, völlig einleuchtend. Doch so treffend diese Aussage ist, so sehr kann sie auch in eine falsche Richtung führen. Denn der transportierte Inhalt, mag er die Randzone der Oberflächlichkeit sogar überschreiten oder als scheinbar bloße Hülle entlarvt werden, bleibt eben das, was er ist: eine getätigte Aussage. In jeder (epideiktischen Rede) gibt es einen inhaltlichen/thematischen Ansatz, auch beruft sich dieser allein auf die Idee und somit auf den Grund des jeweiligen Redeanlasses. Außer Acht darf ebenso nicht gelassen werden, dass vor allem der Inhalt Garant für den bereits festgehaltenen a-diskursiven Redegegenstand ist. In einem schriftlichen Interview, welches der Verfasser (dieser Diplomarbeit) mit Josef Kopperschmidt, dem Herausgeber des Historischen Wörterbuchs der Rhetorik geführt hatte, ging der Verfasser (dieser Diplomarbeit) auf die Aussage Matuscheks ein und bat um Kommentierung:

Das HWRh ist keine Bibel, doch es enthält in der Regel vernünftige Artikel von einigermaßen kompetenten Leuten. [...] Unsinn freilich ist der Satz: Es interessiert

⁵⁵ Die Bezeichnung epideiktisches Genos steht stellvertretend für die typischen Merkmale der epideiktischen Redegattung.

⁵⁶ vgl. Lausberg, Heinrich: Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft. 3. Auflage. Stuttgart: Steiner 1990, S. 132.

⁵⁷ Heinrich Lausberg: ebd., S. 130.

⁵⁸ Heinrich Lausberg: Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft, S. 130.

⁵⁹ Stefan Matuschek: Epideiktische Beredsamkeit, Sp. 1258.

nicht, was, sondern wie: Natürlich interessiert das ‚Was‘, insofern es ja gerade für die Unstrittigkeit des Gesagten bürgt.⁶⁰

Der Inhalt selbst wird folglich ohne Zweifel Teil der epideiktischen Inszenierung, das ist nicht abzustreiten. Diese Inszenierung betrifft aber nicht nur die Rede, sondern die gesamte Veranstaltung und auch den Redner/die Rednerin selbst. Der Inhalt der Rede selbst ist Spiegel für den Grund der Versammlung. Je nach Gewichtung und Grund der Zusammenkunft wird der Redner in seiner Rede darüber reflektieren und sich selbst ebenso in seiner Rede präsentieren. Es ist immer eine doppelte Präsentation: Einerseits präsentiert der Redner sich selbst und andererseits stellt er den Anwesenden seine Rede vor. Natürlich dient die Rede immer auch dem Selbstzweck des Redners: „Kurz: [Epideiktik] ist eine besondere Qualität der rhetorischen Praxis, nämlich die, in der Präsentation eines Gegenstandes sich selbst als Redner zu präsentieren.“⁶¹

Die Rede wird somit ein Indiz für den Charakter (und auch Intellekt) des Akteurs. Zur Darstellung seiner selbst kann sich der Redner der bereits aufgezeigten Redeteilen bedienen. Diese erfahren in der Epideiktik allerdings eine andere Gewichtung als die Redeteile der Gerichts- bzw. Beratungsrede. Dies soll im folgenden Kapitel skizziert werden.

2. Die Form der epideiktischen Reden

Epideiktische Reden haben denselben formalen Aufbau wie jede andere Rede auch⁶². Im Unterschied zu den beiden anderen Redegattungen, der Gerichts- und Beratungsrede, kann die Beweisführung (argumentatio) wegfallen, da der Redegegenstand der Epideiktik sicher ist. Konflikte oder unterschiedliche Positionen, die zur Klärung Argumente als Hilfsmittel benötigen, stehen nicht im Vordergrund der Epideiktik. Somit ergibt sich innerhalb der systematisch aufgebauten Redeteile folgendes Raster: Die Rede beginnt mit der Einleitung (exordium), welche die Begrüßungsformeln beinhaltet.

Mit der Erzählung (narratio) wird fortgesetzt. Die Erzählung, deckungsgleich mit dem Terminus Hauptteil, wird (inhaltlich) je nach der Erscheinungsform der epideiktischen

⁶⁰ Schriftliches Interview von Zink Marko, geführt mit Kopperschmidt Josef. Wien, 26.7.2006.

⁶¹ Stefan Matuschek: Epideiktische Beredsamkeit, Sp. 1258.

⁶² vgl. Redeteile: Kapitel III, S. 12-13.

Rede unterschiedlich gewichtet. In diesem Teil geht der Redner auf das zentrale Thema, seinem Anliegen, seiner Rede ein. Die Beweisführung (argumentatio) entfällt in den meisten epideiktischen Reden, es sei denn, das Genos der Epideiktik wird selbst Bestandteil einer der beiden anderen Redegattungen (Gerichts- bzw. Beratungsrede). Der Redeschluss (peroratio) markiert den Endpunkt der Rede, der innerhalb des epideiktischen Moments oftmals in einer Affekterregung mündet (im Gegensatz zur Gerichts- bzw. Beratungsrede, die eine zusammenfassende Aufzählung der Standpunkte ihrer Partei an den Schluss setzen).

3. Der Stil und die Sprache der epideiktischen Reden

Die rhetorischen Ratgeber und Seminare haben die Epideiktik vornehmlich zur Grundlage für Lehre und Praxis des Redeschmucks und der Kunstfertigkeit entdeckt. Die Festsprache fußt auf Emotionalität und Leidenschaftserregungen:

Der Stil der Festrede richtet sich nach dem jeweiligen Anlass, wird aber besonders auch emotionale Darstellungsmittel miteinbeziehen und das Anhören durch den Schmuck der Sprache zu einem ästhetischen Vergnügen zu machen suchen. Man bemühe sich um Mündlichkeit [...], vermeide aber pseudopoetische Wendungen [...], abgegriffene Redensarten [...] oder kitschige Formulierungen [...].⁶³

Den sprachlichen Facetten einer Festrede sind wenig Grenzen gesetzt, da sowohl Ethos als auch Pathos im Zentrum stehen.

Von den drei verschiedenen Stilebenen⁶⁴ (niederer Stil/genus subtile, mittlerer Stil/genus medium und erhabener Stil/genus grande) werden die mittlere Stilart und der großartige, pathetisch-erhabene Stil am häufigsten verwendet. Die mittlere Stilart wird auch genus mixtum genannt und ist, wie der Name schon sagt, eine Mischart, die zwischen niedrigem und hohem Stil fungiert. Er dient der Unterhaltung und Gewinnung des Publikums, und Redefiguren und Metapher werden gleichfalls berücksichtigt,

⁶³ Ueding, Gert: Rhetorik des Schreibens. Eine Einführung. 4. Auflage. Weinheim: Beltz Athenäum 1996, S. 114 [Querverweise wurden ausgespart].

⁶⁴ Der niedrige Stil (genus subtile) als dritte Stilart eignet sich für die Festrede weniger: „Redeschmuck, Abwechslung in Satzbau und Ausdruck, Vielfalt in den Wendungen sollen zwar den Redestil angenehm gestalten, dürfen jedoch nicht hervortreten.“ Gert Ueding / Bernd Steinbrink: Grundriss der Rhetorik. Geschichte. Technik. Methode, S. 232. Ebenso steht die Belehrung im Zentrum dieser Stilart. Die Belehrung sollte innerhalb einer Festredensituation aber sicherlich nicht im Vordergrund stehen.

ebenso sind Gedankenfiguren und Abschweifungen erlaubt.⁶⁵ Das *genus grande*, der erhaben-pathetische Stil „[...] soll eine starke Affekterregung hervorrufen.“⁶⁶ Im Vergleich zum niedrigen Stil tritt die Belehrung in den Hintergrund.

Die Festrede trägt ihren Namen nicht umsonst: Im Mittelpunkt steht das Fest, es soll eine festliche Stimmung herrschen. Daraus ergibt sich auch das emotionale Wirkziel der Festrede. Das Publikum soll entweder besänftigt oder erregt und auch leidenschaftlich mitgerissen werden.

Der Redeschmuck sowohl in Einzelwörtern (Archaismus, Neologismus, Tropus) als auch in Wortverbindungen (Wortfiguren, Gedankenfiguren und Sinnfiguren) und Wortfügungen hat bei den epideiktischen Reden immer Vorrang.

Die Rede ist ein Subjekt, das aber nicht alleine durch den Redner geschaffen wird. Sie wird auch durch die Art und die Zusammensetzung der Veranstaltung geprägt. Die „Sprache“ des Festredners soll dem Anlass Rechnung tragen und vor allem der Publikumserwartung entsprechen: „Der Festredner spricht so, wie er spricht, nicht nur, weil er selbst nicht anders sprechen kann, sondern weil auch das Publikum von der Festrede solches Sprechen erwartet.“⁶⁷

Der Redner gerät zu einem scheinbar passiven Akteur, der Fokus richtet sich auf die Sprache und das Publikum, welchem offenbar eine Macht zukommt, die hinterfragt werden muss.

4. Hinter der Fassade der Epideiktik: Betrachtungsweisen zu Sprache, Affirmation, Zählung und Konservierung⁶⁸

Die Epideiktik stellt im Grunde eine „friedliche“ Gattung dar. Sie ist „harmlos“, da sie auf festlichen Anlässen vorgetragen wird und demzufolge Negatives oder Strittiges bewusst ausklammert. Doch genau dahinter könnte eine Absicht vermutet werden.

⁶⁵ vgl. Gert Ueding / Bernd Steinbrink: Grundriss der Rhetorik. Geschichte. Technik. Methode, S. 233.

⁶⁶ Gert Ueding / Bernd Steinbrink: ebd., S. 234.

⁶⁷ Glaser, Hermann: Das öffentliche Deutsch. Frankfurt am Main: S. Fischer 1972, S. 69.

⁶⁸ Dieses Kapitel basiert auf diversen Publikationen von Eigenwald Rolf, Glaser Hermann und Marcuse Herbert und einem schriftlichen Interview Marko Zinks mit Kopperschmidt Josef. Die Substantive „Affirmation“, „Zählung“ und „Konservierung“ und Adjektive „harmlos“ und „friedlich“ wurden direkt diesen Texten entnommen. Ihre jeweilige Bedeutung wird in der Arbeit selbst erklärt.

Die folgenden Betrachtungsweisen und Charakterisierungen betreffen die Epideiktik. Da die Preisrede zu dieser Gattung gehört, treffen diese Bemerkungen auch auf sie zu. Die Epideiktik blickt auf eine alte Tradition zurück. Mit ihrer Kunstfertigkeit beschäftigten sich bereits Aristoteles sowie die Sophisten, jeder mit einem eigenen Ziel/Vorteil vor Augen.

Aus Tradition entwickelt sich gesellschaftliches Verhalten – und umgekehrt. Die gesellschaftliche Tradition ist durch ihre Sprache definiert und diese Sprachtradition gibt im wahrsten Sinne des Wortes den Ton an. Durch den Umgang mit Sprache werden Erwartungen an sie und ihren Benützer gestellt. Nicht anders verhält es sich mit dem Festredner. Die Frage, wer diese Sprachregeln anlegt, lässt sich mit den Worten von Glaser griffig beantworten: „Unverkennbar ist dabei der tonangebende Einfluß des Bürgertums, das – im Besitz der Herrschaftspositionen – Sprache und Sprechen verwaltete. Die Stereotypie der deutschen festlichen Sprache ist weitgehend Spiegel der bourgeoisen Ideologie – Spießerspiegel.“⁶⁹

In Glasers Ausführung stecken mehrere gedankliche Aspekte. Sowohl der Festredner als auch seine Sprache werden dabei „in Schutz“ genommen. Zwar ist der Festredner selbst Teil der Sprachtradition, aber seine Sprache ist erlernt und somit ist der Festredner Täter und Opfer zugleich. Er spricht, wie es ihm durch die Sprachtradition vorgeschrieben worden ist:

Kehren wir noch einmal zum „Großen Buch festlicher Reden und Ansprachen“⁷⁰ (als Beispiel für die sehr auflagenstarke Literatur dieses Genres) zurück. Welche Empfehlungen werden hier dem Festredner mitgegeben, damit seine Rede ein „wirkliches, echtes sprachliches Gebilde werde“? Die Rede soll „mustergültig“, „sauber“ und „klar“, vor allem gegen den Schluß „effektiv“, „aufrüttelnd“ und „zündend“ sein; sie soll „innere Wahrhaftigkeit“, „Redlichkeit“ und „Natürlichkeit“ spiegeln. „Abgedroschene, ausgewalzte, ausgequetschte,

⁶⁹ Hermann Glaser: Das öffentliche Deutsch, S. 69.

⁷⁰ Glaser bezieht sich hierbei auf: Sicker, Frank (Hg.): Großes Buch festlicher Reden und Ansprachen. Erweitert und völlig überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Falken 1967, S. 5-6.

Dieses Werk wurde zwischen 1963 und 1983 mehrfach neu aufgelegt. Glaser und Verfasser dieser Arbeit beziehen sich in ihrer Arbeit auf die Ausgabe aus dem Jahr 1967.

Erschien das Buch Sickers bis 1983 noch unter dem Titel „Großes Buch festlicher Reden und Ansprachen“, so wurde dieser Titel 1983 in „Reden und Ansprachen für jeden Anlass. Runde 400 Musterreden für den privaten und öffentlichen Bereich, für Wirtschaft und Vereinsleben“ abgeändert. Günther Kunz hat die Neuauflage 1983 zudem erweitert und überarbeitet. Das Vorwort, aus welchem Glaser die oben zitierten Empfehlungen an den Festredner entnommen hat, wurde getilgt und durch ein Neues ersetzt. Ob Glasers Analyse zur Tilgung des Originalvorwortes geführt hat, oder Kunze das Vorwort als wenig zeitgemäß ansah, kann nur vermutet werden.

ausgelaugte Redensarten“ sind zu vermeiden. [...] , die Rede soll in die heimlichen Tiefen der Seele dringen oder eine zarte Stimmung festhalten.“⁷¹

Mit so einer Auflage an den Redner lässt sich wahrhaft nicht frei reden. Schablonen sind vorgegeben und man erwartet, dass diese eingehalten werden.

Der Festredner referiert zugleich für und durch die Stimme der Versammlung. Die Versammlung, das Publikum, ist ebenso Bestandteil dieser Sprachtradition, allerdings mit einem Unterschied zum Redner: Es hört zu und spricht nicht.⁷² Es hört dem zu, was es sich erwartet und dies soll dem Anlass des Festes, das wiederum von ihm bestimmt worden ist, Rechnung tragen. Dialog wird vermieden, damit die an die Rede und ihren Sprecher gesetzte Erwartung sich erfüllen kann:

Das festliche Publikum erwartet schöne Reden; es ist aufgeschlossen für alles Wahre, Gute und Schöne und fühlt sich in dieser Gestimmtheit erst richtig gewürdigt, wenn der Redner seine Worte ständig den Wortfeldern des Wahren, Guten und Schönen entnimmt. Aufgrund der vorherrschenden Spracherziehung ist man nur in der Lage, ganz bestimmte Signale und Zeichen aufzunehmen, d.h. lediglich auf affirmative Worte zu reagieren.⁷³

Glaser spricht erneut von der Stärke und „Wechselwirkung“ zwischen Festrede und Publikum. Der Redner scheint aufgrund der Tatsache, dass er in seiner Sprachwahl und dem damit verbundenen Inhalt eingegrenzt wird und das sagen soll, was „wahr“, „gut“ und „schön“ ist, ins Abseits zu geraten. Widerspricht das nicht dem exhibitionistischen Moment des Redners, welches bereits angesprochen worden ist? Kann ein Redner mit einer Rede seinen Charakter vorstellen, wenn vorgegeben wird, wie er zu sprechen hat? Diese Frage kann dann bejaht werden, wenn der Charakter des Redners sich mit dem Bild des „vir bonus“ decken soll. Mit einer Person, die gut ist und dem Publikum als Vorbild, eben als persona grata, dient und als solche vom Publikum auch gesehen wird. Zudem darf nicht vergessen werden, dass eine Person, die eine Rede hält, innerhalb der Versammlung immer einen Sonderstatus einnimmt und mit anderen Augen betrachtet

⁷¹ Hermann Glaser: Das öffentliche Deutsch, S. 72.

⁷² Das Publikum spricht nicht aktiv – es gibt keinen Dialog zwischen Redner und Publikum. Dennoch muss angemerkt werden, dass das Publikum natürlich die Rede durch die (gemeinsame) Sprachtradition mit dem Redner bedingt und aufgrund der Festredensituation (Tradition) ebenso gewisse Erwartungshaltungen an die Rede und an den Redner stellt.

⁷³ Hermann Glaser: Das öffentliche Deutsch, S. 70-71.

wird. Es wird ihr mehr Kompetenz und Autorität zugesprochen und damit kann sie ohne weiteres das Bild des *vir bonus* bedienen.

Für diese Arbeit hieße das: Fokussiert auf den Preisredner, wird das Bild des *vir bonus* auch dadurch gestärkt, dass der Redner einen Preis erhält, hinter dem eine wichtige Person, der Namenspatron, eine beinahe „heilige“ Figur steht. Man denke hierbei an den berühmten Georg-Büchner-Preis oder den Franz-Kafka-Preis. Der Preisträger erhält den Preis im Namen des jeweiligen Schriftstellers, der dem Preis den Namen gegeben hat. Dadurch steigert sich der Wert des Preisträgers und ihm wird ein Teil jener Ehre bzw. Unberührbarkeit zuteil, die den Namenspatron selbst umgibt.

Die Sprache des Redners bzw. die Epideiktik vermag aber noch um einiges mehr. Das obig ausgewiesene Zitat Glasers enthielt gegen Ende hin das Adjektiv „affirmativ“. Affirmation heißt Bejahung, Zustimmung. Die Welt außerhalb der Festversammlung ist voller Konflikte.⁷⁴ Die Versammlung, der Ritus des Festes, hebt die Alltagsprobleme auf, indem das Publikum lediglich auf affirmative Worte zu reagieren hat. Der Festredner hebt durch seine Affirmation mit der herrschenden Ordnung die Alltagswelt mit ihren Konflikten auf eine höhere Ebene. Diese affirmative Erhebung ersetzt die Konflikte: „Es ist das eigentliche Wunder der affirmativen Kultur. Die Menschen können sich glücklich fühlen, auch wenn sie es gar nicht sind.“⁷⁵

Diese Konfliktersetzung kann vordergründig als Neutralisation (von gesellschaftlichen Unterschieden) betrachtet werden. Das Publikum dient hierbei als „Komplize“ dieser Affirmation, da es dem Ritus des Festes zustimmt und durch sein Erscheinen⁷⁶ die Bedingungen des Festes ermöglicht und akzeptiert.

Diese Neutralisierung ist aber vordergründig. Hinter ihrer Fassade, und das ist entscheidend, wirkt die Epideiktik nicht neutralisierend, sondern stimmt mit ihrem affirmativen Charakter der bestehenden Ordnung zu. Diese Zustimmung betrifft sowohl die politischen als auch die sozialen Verhältnisse. Die Zustimmung dient somit auch als (gesellschaftliche) Zählung: „Festrednerhetorik zielt auf Ruhe als erste Bürgerpflicht; sie dient, wo öffentliche Rede das Bewußtsein für wohlverstandene Interessen aufrütteln will, als Instrument der Zählung.“⁷⁷ Das mag zwar undenkbar erscheinen, da eine öffentliche Rede doch eher die Funktion haben sollte, Diskurs zu entfachen. Aber das

⁷⁴ Eigenwald geht auf diese zwei Konfliktwelten ein. vgl. Rolf Eigenwald: Harmonie der Harmlosen? Analyse von Festredentexten, S. 4.

⁷⁵ Marcuse, Herbert: Kultur und Gesellschaft 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1965, S. 90.

⁷⁶ Die Erscheinung spielt eine wichtige Rolle. Die Kleidung, das Gehabe, die Stille – alle diese Merkmale schwören auf die Festredensituation ein.

⁷⁷ Rolf Eigenwald: Harmonie der Harmlosen? Analyse von Festredentexten, S. 2

erlauben sowohl der bereits mehrfach beschriebene sichere Redegegenstand als auch die Monologizität der Epideiktik nicht. Die Festrede „[...]“ bildet eine der elegantesten Formen gesellschaftlicher Bestätigung, der Bestätigung des Bestehenden und der Selbsteinschätzung⁷⁸.

Dies bringt die Festrede auch in den Bereich der Lüge und in weiterer Folge auch in den Bereich der Politik.

Durch die Bejahung eines Status Quo und durch die Vermeidung von Konflikten (die durch den sicheren Redegegenstand gefordert wird) folgen die Redner (und auch das Publikum) „[...]“ herrschenden Denk- und Redensarten [...]“⁷⁹. Sie stabilisieren und sichern damit eine vorgegebene Ordnung, hinter der die herrschende Gesellschaftsschicht steht. Glaser bezeichnet diese herrschende Gesellschaft als Spießerspiegel⁸⁰ – und bezieht sich damit auf die Preisrede, in der sich die tonangebende Sprache der Spießergesellschaft widerspiegelt.

Da Festreden sozial konservierenden Charakter haben, folgert Eigenwald, dass sich damit auch Ideologien transportieren lassen und ihr Lügencharakter⁸¹ gerade darin besteht:

Aus diesen Ausführungen lässt sich unbezweifelbar folgern, dass Festreden politische Reden sind, mögen sie auch oft Betrachtungen von Unpolitischem sein. Bei der Analyse der Reden wird man den Hinweis auf den angeblich unpolitischen Charakter der Texte häufig hören. Die politische Wirkung des Unpolitischen muss also (auch) herausgearbeitet werden, denn gerade die Vorspiegelung eines herrschaftsfreien Dialogs in der Festredensituation, gerade die Reduktion oder Steigerung des Verhältnisses von Gliedern der Gesellschaft zum zwischenmenschlichen Bezug sollte misstrauisch stimmen, gerade die feierliche Erhaltung des Status quo ist ein politischer Akt. Schon immer hat, wer unpolitisch sich gab, am besten manipulieren können. Die auf Widerspruchsfreiheit angelegte

⁷⁸ Rolf Eigenwald: ebd., S. 2.

⁷⁹ Rolf Eigenwald: Harmonie der Harmlosen? Analyse von Festredentexten, S. 6.

⁸⁰ Hermann Glaser: Das öffentliche Deutsch, S. 69.

⁸¹ Eine Lüge ist eine Aussage, „[...]“ von der der Sprecher glaubt, dass sie nicht wahr ist, und die er in Täuschungsabsicht benutzt“ (1)

Sie basiert auf Handlungen mit „[...]“ vorgetäuscht und verschleierte Zielen“ (2)

(1) Reichert, Hermann: ‚Lüge‘ und ‚Selbstgespräch‘: zwei Kommunikationsmodelle. Wien: Edition Praesens 1999, S. 38.

(2) Hermann Reichert: ebd., S. 39.

Diese Täuschungsabsicht, kann natürlich nur aktiven Charakter haben, ungeachtet dessen, ob der Sender die Lüge als Täuschungsabsicht benutzt (um zu manipulieren, um gewisse Ziele zu verfolgen), oder ob er sie unreflektiert ausspricht, ohne sich dieser Täuschung tatsächlich bewusst zu sein (vielleicht wird er sich erst bewusst, nachdem er sie laut ausgesprochen hat, oder vielleicht auch nie, je nachdem, ob andere die Aussage als Lüge enttarnen oder sie aus verschiedenen Gründen ungehört und deshalb ohne Wirkung bleibt).

Atmosphäre wirkt derart, dass unter ihrem Deckmantel allgemein gültige Vorurteile und Lügen verbreitet werden können.⁸²

Für die Preisrede hieße das, dass der Preisredner mit seiner Rede die zuständigen Verhältnisse akzeptiert und diese fördert, in dem er die Situation als gegeben akzeptiert. Auch wenn ihn dabei aufgrund der Sprachtradition keine unmittelbare Schuld träfe. Zudem ermöglicht die Situation, Vorurteile und Lügen zu verbreiten, was mit einer manipulativen Rede gleichzusetzen wäre und von den Erscheinungsformen der politischen Rede nicht zu trennen wäre. Stattfinden würde dann dies im Rahmen einer Preisübergabe und im Namen seines Patrons.

Die „Überredung“ als Ziel einer jeder Rede würde sich somit auch in der Epideiktik erfüllen, wenn auch in einer anderen Art als mit Hilfe von Argumenten. Somit stünde die Epideiktik für eine Gattung von Reden, die sich, wie eingangs vermutet, nicht unbedingt (immer) als friedlich entpuppt.

Oftmals ist es so, dass man von einem Gegenstand nur die Oberfläche sieht und nicht ahnt, was darunter verborgen liegt. Diese Betrachtungsweisen müssen sich natürlich nicht in jeder Rede erfüllen. Es fällt jedoch auf, dass sich zur Epideiktik äußerst wenig Literatur jüngerer Datums auffinden lässt und dass jene, die der neueren und modernen Literatur/Wissenschaft zuzuordnen sind, die Festrede beinahe ausschließlich kritisch ins Visier nimmt.

5. Die Leistungen der Epideiktik

Im Kapitel „Hinter der Fassade der Epideiktik: Betrachtungsweisen zu Sprache, Affirmation, Zähmung und Konservierung“ ging es hauptsächlich darum, die Sprache der Festrede und des Festredners zu analysieren, mit dem Ergebnis, dieser zu misstrauen. Es wurden mehrere Aspekte erläutert, die solch ein Misstrauen rechtfertigen. Es darf auch nicht außer Acht gelassen werden, dass hinter solchen Betrachtungsweisen Wissenschaftler stehen, die sich umfangreich mit der Analyse der Epideiktik befasst haben und so zu eben solchen Ergebnissen gekommen sind.

⁸² Rolf Eigenwald: Harmonie der Harmlosen? Analyse von Festredentexten, S. 8.

In diesem Kapitel werden die Leistungen der Epideiktik betont. Gleich im Vorfeld wird auf Überschneidungen mit dem vorigen Kapitel hingewiesen. Gegensätzliche Standpunkte zur Epideiktik stehen sich somit gegenüber. Dies soll nicht verwundern, denn es gibt immer mehrere Betrachtungsweisen eines Gegenstandes und diese müssen beschrieben und gegenübergestellt werden, sodass sich ein Gesamtbild des Gegenstandes abzeichnen kann. Das ist oberste Priorität. Erst wenn alle Seiten beleuchtet worden sind, entsteht ein ganzheitliches Modell, welches für weitere wissenschaftliche Analysen genutzt werden kann.

In erster Linie muss immer bedacht werden, dass dort, wo Menschen zusammentreffen, immer eine Gelegenheit entsteht, miteinander zu kommunizieren, sich auszutauschen. Die Festsituation ist eine Situation, die z.B. eine Person für eine Tat lobt (seltener tadelt) oder einen Preisträger auszeichnet (der sich dann mittels der Preisrede bedanken und präsentieren darf) oder einen Verstorbenen betrauert – rundum werden Gefühle gezeigt. Mayer spricht in diesem Kontext von einem Wohlfühlfaktor⁸³, der nicht nur innerhalb der Festgemeinschaft eintritt, sondern auch in der Rede selbst Einzug finden soll, indem Positives hervorgehoben und Negatives verschwiegen werden soll:

Eine Festrede tritt ganz überwiegend als Lobrede in Erscheinung, insbesondere im Falle einer Leichenrede, der historisch wichtigsten Form. „Über die Toten nur Gutes“ ist eine Binsenweisheit und ehernes Gesetz. Negatives wird übergangen und verschwiegen, und gegebenenfalls muss der Wahrheit auf kreative Weise nachgeholfen werden.⁸⁴

Auf die Preisredensituation bezogen gilt das in erster Hinsicht für die Laudatio, die auf den Preisträger selbst gehalten wird. Hierbei wird der Juryentscheid und die Wahl des Preisträger oftmals auf kreative, sprachliche Weise untermauert, um keine Zweifel an der Wahl des Preisträgers selbst zuzulassen. Das muss natürlich so sein, denn ein Preisträger wird meistens nicht von einer Einzelperson, sondern von einer Jury gewählt, die aus mehreren Personen besteht, weshalb eine einstimmige Wahl wohl eher selten sein wird. Umso mehr ist es dann Aufgabe der Laudatio, etwaige Zweifel über den Preisträger zu zerstreuen. Es ist immer wieder so, dass sich die öffentliche Meinung nicht mit der Wahl der Jury deckt. Die Laudatio und die Preisrede sollen dieser entgegenwirken und hierfür benötigt (vor allem) die Laudatio durchwegs gute Gründe, die sowohl für den Preisträger als auch für die Wahl sprechen. Dennoch stellt die

⁸³ Heike Mayer: Das epideiktische Prinzip. oder: Das Gesetz der Sonntagsrede gilt auch im Alltag, S. 6.

⁸⁴ Heike Mayer: ebd., S. 7.

öffentliche Meinung eine unverzichtbare Konstante innerhalb der Preisredensituation dar, da sie als Sprachrohr dient und einen gesellschaftlichen Diskurs (über den Preisredner, die Jury, den Preis, etc.) entfachen kann, der sonst nicht möglich gewesen wäre.

Die Preisrede selbst „[...] sollte vom Grundton her positiv sein.“⁸⁵. Dies spiegelt sich nicht nur im Hauptteil der Rede, sondern beginnt bereits mit den gewählten Begrüßungsworten. Nimmt der Preisträger auf den Namenspatron Bezug, was keine Seltenheit ist und auch gern gesehen bzw. erwartet wird, so wird der Patron mit allen Ehren bedacht. Auch der Schluss der Rede ist voll des Dankes.

Das versammelte Publikum wird über eine positive Rede natürlich erfreut sein und der Festcharakter kann sich somit erfüllen.

Ebenso kann die Preisrede positives Sprachrohr sein, das Mayer als „Gemeinschaftsbildende und -erhaltende Funktion“ beschreibt:

Während der Redner zum Publikum spricht, spricht er zugleich im Namen des Publikums, er spricht für das Publikum, fungiert als Sprachrohr, drückt stellvertretend aus, was das Publikum fühlt und denkt. Die Rede dient nicht dazu, im Wettstreit der Argumente dafür oder dagegen zu halten, ist nicht agonalkontrovers, sondern bestätigend-affirmativ ausgerichtet.⁸⁶

Diese Aussage ist völlig korrekt und legitim. Jedoch wird nochmals auf das vorige Kapitel verwiesen. Ein Redner kann *für* das Publikum sprechen, das ist freilich richtig. Dennoch kann solch ein Gedanke auf keinen Fall auf alle epideiktischen Gattungen übertragen werden. Am wahrscheinlichsten trifft dies auf die Begräbnisrede zu (das „gemeinsame“ Gefühl der Trauer ist spürbar und es ist sinnvoll, diese Trauer in der Rede affirmativ zu bedienen; allerdings gibt es auch hier Ausnahmen), unmöglich aber auf die Preisrede selbst. Der Preisträger erhält einen Preis für seine Arbeit. Wie soll ein Preisträger in so einer Situation wissen, wie das Publikum denkt und fühlt? Das ist einerseits unmöglich (die Preisrede wird vorbereitet) und andererseits für die Zuerkennung des Preises auch irrelevant. Er kann sich zwar beim Publikum bedanken,

⁸⁵ Auszug aus einem telefonischen Interview von Zink Marko, geführt mit Zinsmaier Thomas. Wien, 31.7.2006. Thomas Zinsmaier ist redaktioneller Mitarbeiter des Historischen Wörterbuchs der Rhetorik und Dozent für Rhetorik an der Universität Tübingen, die als Koryphäe auf diesem Gebiet gilt.

⁸⁶ Heike Mayer: Das epideiktische Prinzip. oder: Das Gesetz der Sonntagsrede gilt auch im Alltag, S. 6.

das steht ihm frei, das möchte das Publikum auch gerne hören, doch hierbei dient er nicht als Sprachrohr für das Publikum.

Überdenkt man diesen Grundsatz, hieße dies, dass der Redner eben nur dann mit seiner Rede richtig läge, wenn sie affirmativ wirkte. Das hätte zur Bedingung, dass er nicht frei sprechen könnte, da er eben die Erwartungshaltungen an die jeweilige (Rede-) Situation (ohne Wenn und Aber) zu akzeptieren hätte – um Erfolg für sich und seine Rede im Sinne dieser Affirmation zu garantieren. Hinter diesen Erwartungshaltungen stünde auch nicht das gesamte Publikum, sondern nur ein Teil davon, und dieser Teil wäre die herrschende Gesellschaftsschicht. Diese Gesellschaftsschicht gibt, wie schon mehrfach betont, den Ton an, da sie es ist, welche die Sprachtradition definiert. Somit wäre der Redner einzig und allein ihr Sprachrohr und ihr Werkzeug.

6. Sprachrohr durch Subversion

Kopperschmidt betitelt seine einleitenden Worte zur Fest und Festrhetorik „Zwischen Affirmation und Subversion“⁸⁷ und fügt somit der bereits mehrfach besprochenen Affirmation einen neuen Begriff hinzu. Subversion bezeichnet eine „[...] im verborgenen betriebene, auf den Umsturz der bestehenden staatlichen Ordnung zielende Tätigkeit.“⁸⁸

Was bedeutet das für die Epideiktik? Kopperschmidt verweist darauf, dass die Festrede aufgrund ihres sicheren Redegegenstandes „beerbar“⁸⁹ ist, und zwar nicht nur affirmativ, sondern auch subversiv:

[...] sie kann Gruppen, die sich sonst nicht oder nur schwer öffentlich artikulieren können, als Medium dienen, das andere zum Zuhören nötigen, das einen öffentlichen Konsens als prätendierten entlarven oder zumindest relativieren, das Gegenöffentlichkeit unspektakulär erzwingen kann.⁹⁰

⁸⁷ Josef Kopperschmidt: Zwischen Affirmation und Subversion. Einleitende Bemerkungen zur Theorie und Rhetorik des Festes, S. 9-22.

⁸⁸ Duden. Das Fremdwörterbuch. Herausgegeben vom wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. 5., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim: Brockhaus 1990, S. 752.

⁸⁹ Kopperschmidt wählt konsequent Termini aus der Wortfamilie „Erbe“ (wie z.B. „beerbar“ oder „Beerbung“). Er verweist mit dieser Wortwahl auf die Möglichkeit, dass das affirmative Moment der Festrede ergänzbar bzw. sogar austauschbar (z.B. mit einem subversiven Moment) wird.

⁹⁰ Josef Kopperschmidt: Zwischen Affirmation und Subversion. Einleitende Bemerkungen zur Theorie und Rhetorik des Festes, S. 14.

Betrachtet man die Affirmation tatsächlich nicht als starre Komponente der Epideiktik, funktioniert solch eine Beerbungsstrategie tatsächlich. Beerben meint aber nicht nur, dass die epideiktischen Formen auch innerhalb der Gerichts- und Beratungsrede vorkommen können⁹¹. Kopperschmidts Überlegungen beziehen sich auf den epideiktischen Charakter der Affirmation, welcher durch die Subversion ersetzt werden kann. So kann ein Preisredner tatsächlich Sprachrohr für etwas anderes als für die gängige Meinung oder Erwartungshaltung des „Publikums“ werden: Mit Hilfe der Subversion kann er seine Rede zwar als Preisrede titulieren und vorstellen, aber innerhalb dieser seinen inhaltlichen Schwerpunkt frei wählen. Er kann die Preisrede zwar nicht formal, aber inhaltlich wahrhaftig beerben. Das kommt einer Art Tarnung gleich. Dadurch bricht er die Erwartungen, die an seine epideiktische Redegattung gestellt werden und erreicht tatsächlich eine Position, die einen öffentlichen Diskurs entfachen kann. Dies muss als Leistung gesehen werden, da aufgrund der monologischen Struktur der epideiktischen Rede „[...] kommunikative Reaktionsmöglichkeiten negiert werden, die dem Redner sozial ein enormes Machtpotential verschaffen, das er gefahrlos situativ nutzen kann“⁹².

Dennoch kann sich ein Wesenszug der Subversion damit nicht erfüllen: Auch aufgrund der monologischen Struktur, und das ist die Kehrseite für Kopperschmidt, kann sich die epideiktische Rede „[...] nicht das Maß an Einverständnis erreden, das auch gerade ihr subversiver Instrumentalisierungsversuch braucht, um überhaupt zu einer möglichen Bedrohung des außerfestlichen Alltags zu werden“⁹³.

Das bedeutet, trotz subversiver Elemente hat der Inhalt zu wenig Kraft, um einen (politischen, gesellschaftlichen) „Umsturz“, bzw. ein „Umdenken“ hervorzurufen. Die Epideiktik wäre damit an ihren Grenzen angelangt.

7. Übersicht

Der Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit befasst sich mit der Textklasse der Preisrede. Dieser Form der Rede wurde bisher wissenschaftlich wenig Beachtung

⁹¹ vgl. Heinrich Lausberg: Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft, S. 132.

⁹² Josef Kopperschmidt: Zwischen Affirmation und Subversion. Einleitende Bemerkungen zur Theorie und Rhetorik des Festes, S. 15.

⁹³ Josef Kopperschmidt: ebd., S. 15.

geschenkt. Rhetorisch gesehen gibt es drei große Redegattungen, die in Gerichtsrede, Beratungsrede und Epideiktik bzw. Festrede untergliedert sind. Diesen drei Redegattungen ist das Insistieren auf den common sense zwischen Redner und Hörer durch Persuasion gemeinsam. Durch die Vorstellung des rednerischen Charakters soll das Publikum von einem Sachverhalt überzeugt werden.

Die Preisrede gehört zur Gattung der Epideiktik und wird durch diese definiert. Auch in dieser Redegattung gilt die Bestimmung des Überredens, jedoch findet in der Epideiktik eine Verschiebung statt: Der Redegegenstand ist sicher und somit steht er zweifelsfrei fest. Je fragloser der Gegenstand, desto mehr verschiebt sich der Redehalt vom Dargestellten auf die Darstellung selbst. Die epideiktischen Reden sind Kunstwerke und sollen als solche auf das Gegenüber wirken.

Dennoch stellt die Epideiktik aufgrund der Sprachtradition keine harmlose Gattung dar. Wie gezeigt wurde, verbindet die Sprachtradition den Redner und sein Publikum, da sie aus demselben Erfahrungsschatz, derselben Tradition, schöpfen. Hinter dieser steht die herrschende Gesellschaftsschicht, die durch die Rede ihre Wertvorstellungen und Ideologien verbreiten kann. Diese Festsprache wirkt zudem affirmativ, weil der Redner auch nur aus den Wortfeldern des Guten und Schönen schöpft. Mit dem Erscheinen des Publikums und aufgrund der Merkmale des Festritus stimmen die Zuhörer dieser Affirmation bei. Dadurch wird der Festsprache eine nicht zu unterschätzende Macht zueigen, denn auch sie kann Inhalte transportieren, die mitunter an Manipulation und Täuschung heranreichen.

Allerdings kann die Epideiktik die Affirmation durch die Subversion ersetzen. Diese Beerbung ermöglicht eine neue Sichtweise auf die Epideiktik, die vom Grundton her positiv ist, da mittels der Subversion zwar die Sprachtradition nicht gebrochen werden kann, aber der Redner mit seiner Rede einer Bevölkerungsschicht als Sprachrohr dienen kann, die sich nicht aus der herrschenden Bürgerschicht zusammensetzt.

VI. Elfriede Jelinek: Rede einer Feministin. Rede anlässlich der Verleihung des Literaturpreises Bad Gandersheim 1978

Elfriede Jelinek erhält am 20. Oktober 1978, an ihrem 32. Geburtstag, den Literaturpreis und die Roswitha Gedenkmedaille der Stadt Bad Gandersheim. Dieser mit 5000 DM (umgerechnet etwa 2500 Euro) dotierte Literaturpreis wird Jelinek für ihr bisheriges Schaffen verliehen, aber im Besonderen für ihren Roman „Die Liebhaberinnen“, der 1975 veröffentlicht wurde.

1. Der Preis

Über die Geschichte dieses Literaturpreises ist sehr wenig überliefert bzw. bekannt. Das Wenige, das man weiß, wird hier wiedergegeben. Der Roswitha-Literaturpreis, der älteste deutsche Literaturpreis für Schriftstellerinnen, bezieht seinen Namen von der Kanonisse Roswitha von Gandersheim, die von ca. 935 bis ca. 980 im Stift Gandersheim, Niedersachsen, lebte. Roswitha gilt als erste deutsche und erste christliche Dichterin des Abendlandes, die Heiligenlegenden, Dramen und zwei historische Werke verfasste. Im Mittelpunkt ihres Schaffens steht der christliche Glaube, der über die irdische Lust und das Laster siegt.

Der Roswitha-Literaturpreis der Stadt Bad Gandersheim wurde von 1973 bis in die 90er Jahre hinein jährlich am letzten Freitag der Frankfurter Buchmesse ausschließlich an lebende deutschsprachige und von einer unabhängigen Jury gewählten Schriftstellerinnen vergeben.

In den 90er Jahren gibt es eine Preisreform:

Der Preis wurde in Roswithapreis umbenannt und in – Roswithas Heimat -, Bad Gandersheim, verliehen. Mit dem Preis können jetzt auch bedeutende einzelne Werke aus den Wissenschaften, mit denen sich Roswitha beschäftigte, ausgezeichnet werden – und die Autorin muss nicht unbedingt deutschsprachig sein, sondern Europäerin. Wichtig ist, die Jury arbeitet nach wie vor völlig

unabhängig von der Politik. Auch die Preisträgerin des Vorjahres gehört der Jury an.⁹⁴

Auch das Verleihungsdatum wird abgeändert. Die aktuelle Satzung des Roswithapreises, neu überarbeitet und am 9.3.2007 im Amtsblatt für den Landkreis Northeim veröffentlicht und am darauffolgenden Tag in Kraft getreten, besteht aus neun Paragraphen (Verleihungsgrundsatz, Jury, Entscheidungsverfahren, Veröffentlichung, Verleihung, Dotierung, Rahmenprogramm, Organisation und Inkrafttreten). Der erste Paragraph „Verleihungsgrundsatz“ befasst sich mit den inhaltlichen Eckpfeilern des zu auszeichnenden Werkes: „Es kann soziale, emanzipatorische und freiheitliche Grundsätze verkörpern und ein Bewusstsein schaffen für gesellschaftliche Fragen. Ebenso soll das Werk dem Ideal der Humanität, insbesondere im Sinne von Aufklärung und Toleranz sowie dem der Völkerverständigung im europäischen Einigungsprozess entsprechen.“⁹⁵ Der Fokus richtet sich auf die sozialen Engagements und Leistungen der Autorin und ihres Werks. Wichtig ist, dass das gewürdigte Werk in einer deutschsprachigen Ausgabe vorliegen muss, die auch über den Buchhandel bezogen werden kann. Die Jury (Paragraph zwei), die einmal jährlich tagt, kann aus bis zu neun unabhängigen und ehrenamtlichen Persönlichkeiten bestehen, die durch die Stadt Bad Gandersheim in dieses Amt berufen und sodann der Öffentlichkeit bekannt gemacht werden. Inhaber/innen eines politischen Mandates und Mitarbeiter/innen der öffentlichen Verwaltung sind von der Mitwirkung allerdings ausgeschlossen. Die letztjährige Preisträgerin verpflichtet sich mit der Würdigung einmalig der Jury anzugehören. Der dritte Paragraph „Entscheidungsverfahren“ regelt die interne Entscheidung der Jury. So werden Bewerbungen für den Preis nicht angenommen. Auch wird der Preis nur einmalig an eine Autorin vergeben. Paragraph vier (Veröffentlichung) regelt die strenge Geheimhaltung des Namens der zu würdigenden Autorin. Wie bereits erwähnt, wurde Mitte der 90er Jahre das Verleihungsdatum abgeändert. So findet die jährliche Preisverleihung (Paragraph fünf, Verleihung) nicht mehr anlässlich der Frankfurter Buchmesse, sondern am Wochenende vor oder nach Allerheiligen statt. Damit wird dem Preis eine religiöse, christliche Konnotation verliehen. Das Preisgeld (Paragraph sechs, Dotierung) wurde über die Jahre auf 5.500

⁹⁴ http://www.bad-gandersheim-online.de/roswithapreis.cfm?null=&bf=false&backurl=kultur_bildung.cfm&rm=ROOT&cm=91A41FC7-26B1-11D5-A526009027B69DF7; eingesehen am 31.12.2006.

⁹⁵ Amtsblatt für den Landkreis Northeim: Satzung über die Stiftung des Roswitha-Preises (Literaturpreis) der Stadt Bad Gandersheim, 9.3.2007, Seite nicht bekannt.

Euro erhöht. Paragraph sieben skizziert das Rahmenprogramm bei der Preisübergabe, der Punkt „Organisation“ (Paragraph acht) weist die Stadt Gandersheim als Inhaber des Preises aus, mit dem letzten Paragraphen „Inkrafttreten“ wird die neue Satzung vorgestellt und diese tritt sodann in Kraft.

2. Chronik

Als bekannt wurde, dass Jelinek den Roswithapreis erhielt, war sie dank ihres Romans „Die Liebhaberinnen“⁹⁶ in der literarischen Welt keine Unbekannte mehr. Dennoch verband man damals mit ihrem Namen noch nicht jenes (mediale) Profil, das Jelinek vor allem durch die Veröffentlichungen wie „Lust“, „Die Kinder der Toten“ und die Verfilmung der „Klavierspielerin“ erhalten bzw. sich selbst gegeben und angeeignet hat. Man wusste zwar, dass sie sehr talentiert war, eine Klosterschule besucht hatte, der KPÖ beigetreten war und Ende der 60er Jahre zwei kleinere Preise für Lyrik und Prosa in Innsbruck gewonnen hatte, doch diese Daten waren wenig aussagekräftig und führten deshalb wohl auch zu geringem medialen Interesse. Die Jurymitglieder, die Jelinek damals mit dem Preis bedachten, leben zum großen Teil nicht mehr oder zählen nicht mehr zu den Jüngsten, sodass ein Interview, in dem sie als Zeitzeugen hätten fungieren können, undenkbar geworden ist. Dr. Heinrich Vormweg, der die Laudatio „Pop-art und Wachträume“ auf Jelinek hielt, ist verstorben. Die wenigen Zeitungsausschnitte, die es über die Preiszuerkennung gibt und die noch vorhanden sind, sind bis auf einzelne nicht wirklich brauchbar und können auch nur ein grobes Bild (vom Status) Elfriede Jelineks skizzieren, das noch weniger öffentliche Meinung beinhaltet. Das markante Profil Jelineks hat sich erst später entwickelt – ansonsten hätte dies sowohl zu quantitativ als auch zu qualitativ hochwertigeren medialen Reaktionen, sowohl im Vorfeld nach Bekanntgabe als auch im Anschluss an die Preisübergabe und Preisrede, geführt.

Nachdem die Jungsozialisten, die zuerst Luise Rinser⁹⁷ für den Preiserhalt favorisierten, von der Preiszuerkennung an Elfriede Jelinek erfahren hatten, schrieben sie Jelinek

⁹⁶Inzwischen hat dieser Roman seine 28. Auflage erfahren, was verdeutlichen mag, wie enorm die Verkaufszahlen des Buches seit dem Erscheinen 1975 sein müssen.

⁹⁷Luise Rinser erhielt den Preis im drauf folgenden Jahr.

einen offenen Brief, der im Gandersheimer Kreisblatt im Wortlaut veröffentlicht wurde. Mit diesem Brief wurden klare Wünsche an Jelineks Preisrede postuliert:

Werte Elfriede Jelinek, wir möchten Sie bitten, in Ihrer Rede am 20.10. auch die Gründe aufzuzeigen, die Sie dazu geführt haben, einen Roman wie „Die Liebhaberinnen“ zu schreiben. [...] Nehmen Sie Stellung zur Freiheit des Geistes! Zeigen Sie auf, dass diese Freiheit eines der größten Güter der Menschheit ist! [...] Wir Jungsozialisten möchten Sie eindringlich bitten: Füllen Sie den Roswithapreis mit geistigem und politischem Inhalt!⁹⁸

Aus heutiger Sicht mag eine solche Veröffentlichung hinsichtlich der Blattlinie einer „neutralen“ Zeitung undenkbar erscheinen. Dennoch spiegeln sich in so einem Brief einerseits die Erwartungen an die Veränderbarkeit des politischen Status Quos der 70er Jahre und andererseits lässt sich aus den schriftlichen Appellen auch der Sinn und Zweck, den sich die Jungsozialisten von einer Preisrede erhofften, ablesen.

3. Analyse der Rede

Jelineks Preisrede trägt den Titel: „Rede einer Feministin“. Jelinek betrachtet in ihrer Rede die Ungleichstellung zwischen Mann und Frau und bezieht dabei das Leben der Namenspatronin des Preises in ihre Überlegungen mit ein.

Die Preisrede Jelineks umfasst kaum mehr als eine A4 Seite. Vom rhetorischen Aspekt her kann der Text Jelineks als epideiktische Rede, genauer als Preisrede, klassifiziert werden: Sowohl die Festredensituation und die Dankesformeln Jelineks zu Beginn der Rede als auch der direkte Bezug Jelineks auf die Namenspatronin Roswitha sind charakteristisch hierfür. So wird innerhalb des Textes/der Rede auch durch den narrativen, informativen Stil spürbar, dass der Text nicht auf sich selbst, also auf die Rednerin verweist und somit situativ relativ unabhängig wäre, sondern für ein Gegenüber (Publikum) geschrieben worden ist, das mittels der Rede über einen Standpunkt informiert werden soll.

⁹⁸ N. N.: Jusos an Elfriede Jelinek: Stellung nehmen zur Freiheit des Geistes. Gandersheimer Kreisblatt, 18.10.1978, Seite nicht bekannt.

Die Rede umfasst drei Teile (die mit den Redeteilen der *dispositio* verglichen werden können): Einleitung, Erzählung, die zweiteilig und argumentativ gefärbt ist, und Schluss, der durch eine betonte Subjektivität Jelineks definiert wird.

Der erste Abschnitt der Rede, die Einleitung, beginnt ganz in der Tradition einer Preisrede: Jelinek bedankt sich für den Preis und meint, sie würde sich sehr darüber freuen: „[...] Ja, ich freue mich sehr, und ich möchte mich sehr herzlich bedanken für diesen Preis und eine kurze feministische Ansprache halten.“⁹⁹

Sowohl formal als auch inhaltlich ist dieser Dank sehr bescheiden und knapp ausgefallen, zumal es sich bei diesem Preis um den ersten großen und gut dotierten Literaturpreis für Jelinek handelt und der Preis literarisch keine unbedeutende Rolle spielt. Jelinek spricht den Dank allgemein aus, bedankt sich nicht bei der Jury, nicht beim Publikum, nicht beim Laudator, sie bedankt sich nur für den Preis und dies auch nur, weil sie zu diesem Dank aufgefordert worden ist. So meinte Heinrich Vormweg in seiner Laudatio auf Elfriede Jelinek, dass er sich einerseits persönlich über die Wahl der Preisträgerin freue und andererseits gratuliere er der Jury für die mutige Entscheidung, den Preis an Jelinek zu überreichen. Zudem nehme er auch an, Elfriede Jelinek würde sich über die Ehre freuen.¹⁰⁰

Jelinek nimmt mit und in ihrem Dank Bezug auf diese Annahme Vormwegs und bestätigt sie; sie erfüllt hiermit zwar vordergründig jene Erwartungshaltungen, die hinsichtlich des Dankes an die Preisrede traditionell gestellt werden, dennoch bricht sie diese zugleich, da sie in diesem knappen Dank niemanden explizit erwähnt. Indem Jelinek (innerhalb der Dankesformeln) auf die Nennung einzelner Namen verzichtet, wird auch keine hierarchische Ordnung innerhalb einer solchen Aufzählung aufgebaut.

Die Rede, die auf jedweden Redeschmuck verzichtet und ohne Sprachbilder auskommt, geht nach diesen einleitenden Worten in eine Erzählung über, die informiert und konjunkional belehrt. Sowohl der Verzicht auf Schmuck als auch der informierende, belehrende Stil ist für eine epideiktische Redegattung ungewöhnlich. Die Epideiktik ist jene Gattung, die normalerweise reich an Ornament ist und deren Wirkziele (*delectare* oder *movere*) und Stilebenen (*genus medium* oder *genus grande*) in erster Linie der

⁹⁹ Jelinek, Elfriede: Rede einer Feministin. In: Roswitha - Gedenkmedaille 1978-1982. Literaturpreis der Stadt Bad Gandersheim. Ohne Ort: Braunschweig 1983, S. 21.

¹⁰⁰ vgl. Vormweg, Heinrich: Pop-art und Wachträume. In: Roswitha - Gedenkmedaille 1978-1982. Literaturpreis der Stadt Bad Gandersheim. Ohne Ort: Braunschweig 1983, S. 16-17.

Unterhaltung und Leidenschaftserregung des Publikums dienen und im Normalfall weniger einen referierenden, belehrenden Zweck verfolgen.

Jelinek beginnt die Erzählung, deren beide Teile inhaltlich miteinander korrespondieren, mit einer Feststellung, die rhetorisch Ähnlichkeiten mit der *inventio* aufweist, da sich in ihr die Idee und der Grundgedanke der gesamten Rede spiegeln:

Es gibt keinen Preis nur für schreibende Männer, und auch der erste Mann, der je geschrieben hat, wird nicht sonderlich gefeiert. Daraus kann man schließen, dass das Schreiben für Männer eine quasi natürliche Tätigkeit ist, etwa wie die Seidenraupe Seide spinnt.¹⁰¹

Dieses Zitat besteht aus zwei selbständigen Aussagen, die Jelinek mit einer Konjugation geschickt aneinander koppelt, sodass die beiden Sätze eine inhaltliche Verbindung eingehen müssen und somit nur eine Schlussfolgerung zulassen, die in der Vormachtstellung des Mannes - der gleich dreimalig im Zitat vorkommt – über die Frau resultiert.

Diese Ungleichstellung zwischen Mann und Frau wird bereits im ersten Teil des Zitats ersichtlich, nämlich dann, wenn Jelinek angibt, dass es keinen adäquaten Preis nur für schreibende Männer gibt und dass auch der erste männliche Schriftsteller nicht sonderlich gefeiert wird. Damit stellt sie eine Opposition zu den Statuten des Roswithapreises her: Der Roswithapreis wurde 1973 begründet und wird ausschließlich an weibliche Autoren¹⁰² verliehen. Diese Gegenüberstellung wird absichtlich arrangiert. Einerseits wird dadurch Kritik an diesen Richtlinien des Roswithapreises geübt, da mit diesem Preis *schreibende* Frauen als etwas Besonderes angesehen und gewürdigt werden und somit kulturelles Schöpfen für Frauen im Grunde als nichts Selbstverständliches und deshalb als Preiswürdiges darstellt.

Andererseits aber weist Jelinek gleichzeitig auch auf die Notwendigkeit eines solchen Preises speziell für Frauen hin: Jelinek lässt mit ihrer Ausführung die Vermutung erst gar nicht zu, dass bisher vielleicht nur noch niemand auf die Idee gekommen ist, einen Preis nur für schreibende Männer einzurichten, weil, und das ist der springende Punkt, das gar nicht notwendig ist, da dem Mann das Schreiben wie „[...] eine quasi natürliche Tätigkeit [...]“¹⁰³ in die Wiege gelegt ist. Es befindet sich nämlich alles Künstlerische

¹⁰¹ Elfriede Jelinek: Rede einer Feministin, S. 21.

¹⁰² Die Autorin muss aus dem deutschsprachigen Raum stammen.

¹⁰³ Elfriede Jelinek: Rede einer Feministin, S. 21.

bereits im Mann, er generiert es fortwährend – Jelinek verwendet in diesem Kontext das Bild der Seidenraupe - und somit kann auch alles Künstlerische nur von ihm ausgehen. Damit negiert Jelinek jegliches künstlerisches Schaffen der Frau. Nicht weil dem tatsächlich so ist, sondern weil der Frau diese Negation sowohl historisch als auch gesellschaftlich zugeschrieben wird. Doch diese Zuschreibung, die wohl eher als Diskriminierung zu bezeichnen ist, betrifft nicht nur den schriftstellerischen Bereich. Denn es folgen nun ähnliche sinnverwandte Aussagen, die konsequent veranschaulichen, was eine Frau im Vergleich zu einem Mann nicht kann oder wozu eine Frau im Vergleich zu einem Mann nicht fähig ist:

Wie wir wissen, ist dem Mann von der Natur die schöpferische und intellektuelle Kraft verliehen worden, weil er ein aktives geschlechtliches Wesen besitzt. Die Frau hat mehr ein vertieftes Gemüt. Daher liegen produktive intellektuelle Leistungen außerhalb der natürlichen Möglichkeiten der Frau. Sie ist nämlich reine Natur und kann daher kulturell nichts schöpfen. Der, der abbildet, ist der Mann, was abgebildet wird, ist die Frau.¹⁰⁴

Mit der Aussage, der Mann bilde ab, die Frau werde abgebildet, wird ersichtlich, dass Jelinek hier jene gesellschaftliche und soziale Hierarchie beschreibt, die im Mittelpunkt der feministischen Kritik steht: Der Mann gilt als Schöpfer, die Frau entsteht erst durch ihn und nach seinem Abbild. Die Vormachtstellung des Mannes über die Frau – auch durch sein aktives Geschlecht – ist damit gesichert. Die Frau wird auf jenes patriarchale Bild reduziert, das die Frau vorrangig als Naturwesen beschreibt und ihre Aufgaben in der Mutterschaft, in Haushalt und Kindererziehung und nicht im intellektuellen Bereich sieht. Jelinek legt hierbei ein immanentes Herr-Knecht-Verhältnis (Mann als Herr, Frau als Magd) bloß.

Durch die Zuschreibungen der Frau wird ein Mythos Frau entwickelt, den es zu destruieren gilt, in dem er aufgezeigt und beschrieben wird.

Jelineks Kritik ist nicht explizit, sie ist narrativ und genau darin liegt die Eigenart dieser Rede. Jelinek verzichtet innerhalb dieses vermeintlich argumentativ gefärbten Teils auf jegliche aktive Beweisführung im herkömmlichen Sinn oder auf die Möglichkeit der Persuasion der Zuhörer, die das rhetorische Ziel einer jeden Rede darstellt: Sie stellt die „Beweise“ nämlich als gegeben hin, demzufolge tritt sie diese ganz spezielle „Beweisführung“ auch mit den Worten „Wie wir wissen [...]“ an und stellt damit eine

¹⁰⁴ Elfriede Jelinek: Rede einer Feministin, S. 21.

unmittelbare Übereinkunft zwischen sich und dem Publikum her, so als würde sie eher einen wissenschaftlich fundierten Vortrag und nicht eine Rede halten. Jelinek beschreibt ein Frauenbild durch Gegenüberstellungen und Vergleiche, ohne dieses Bild wirklich in Frage zu stellen. Das geschieht mit Absicht, wie der erzählende Stil - der mehr informiert als emotionalisiert - angezeigt: Durch das Zusammenspiel von Inhalt und Stil spitzt Jelinek ihre Beschreibungen und Vergleiche dermaßen zu, dass diese eine Umkehrung erfahren (müssen) und erst dadurch wird die Kritik hinter den Ausführungen Jelineks deutlich spürbar. So erschließt sich Jelineks Aussage „Es gibt keinen Preis nur für schreibende Männer, und auch der erste Mann, der je geschrieben hat, wird nicht sonderlich gefeiert“¹⁰⁵ auch erst in ihrer Oppositionsstellung. Indem Jelinek über einen Preis spricht, den es nicht gibt, weil es ihn nicht geben muss, thematisiert sie die Notwendigkeit jenes Preises, für den sie spricht und den sie bekommt: Der Roswithapreis wurde Mitte der 70er Jahre notwendig, um nicht nur der „allgemeinen“ Ansicht, Frauen hätten kein kulturelles Potential, gegenzusteuern, sondern um diese Ansicht zu revidieren und ein neues gesellschaftliches Bewusstsein einerseits für die Gleichberechtigung der Frau und andererseits für die Gleichsetzung von Mann und Frau zu erreichen. Der Preis wurde aber nicht nur deshalb grundlegend, vielmehr zeugt seine Einrichtung auch davon, dass kulturell schaffende Frauen weder sonderlich beachtet noch ihre kulturellen Leistungen (bis auf wenige Ausnahmen) ernst genommen wurden. Dies führte dazu, dass Frauen weder von Verlagen akzeptiert noch veröffentlicht wurden und somit von der Literaturwelt und ihren Preisen ausgeklammert waren.

3.1 Die schreibende Frau und der männliche Preis

Es gibt unzählige Literaturpreise, die sich vornehmlich durch ihre Vergabekriterien voneinander unterscheiden. So gibt es regionale, überregionale und internationale Preise. Auch ist entscheidend, wie lange es die Preise schon gibt und welche Bedeutung ihnen zukommt. So gilt der Georg-Büchner-Preis im deutschsprachigen Raum sowohl als wichtigster als auch renommiertester Preis. International stellt der Nobelpreis für Literatur die größte Auszeichnung dar. Auch der Franz Kafka- und der Erich Fried-Preis

¹⁰⁵ Elfriede Jelinek: Rede einer Feministin, S. 21.

gelten als große internationale Preise. In Österreich genießt der Ingeborg-Bachmann-Preis das höchste Ansehen.

Stellt man nun den Nobelpreis, den Georg-Büchner-Preis und den Ingeborg-Bachmann-Preis, die allesamt jährlich vergeben werden, nebeneinander und vergleicht die Anzahl der männlichen mit der Anzahl der weiblichen Preisträger, so ergibt sich folgendes:

Den Nobelpreis für Literatur gibt es seit 1901 und er wurde insgesamt an 104 Personen vergeben, darunter waren elf Frauen. Zwischen 1966 und 1991 erhielt keine Frau den Preis. Zuletzt wurde 2006 Doris Lessing mit dem Preis ausgezeichnet.

Der Georg-Büchner-Preis wird als reiner Literaturpreis seit 1951 vergeben. Seitdem wurden insgesamt 57 Literaten damit geehrt, darunter waren sieben Frauen. Zwischen 1964 und 1980 wurde keine Frau mit dem Preis bedacht. Dasselbe gilt auch für die Zeitspanne zwischen 1981 und 1996. Die letzte Preisträgerin war 2005 Brigitte Kronauer.

Der Ingeborg-Bachmann-Preis wurde erst 1977 eingerichtet. Seitdem erhielten 31 Literaten den Preis, darunter waren elf Frauen, die letzte Preisträgerin war Kathrin Passig im Jahr 2006.

Die Zahlen sprechen für sich. Der Ingeborg-Bachmann-Preis hebt den Durchschnitt der weiblichen Preisträger wohl auch nur deshalb an, weil eine Frau als Namenspatronin des Preises dient. Addiert man die Preisträger dieser drei Preise erhält man eine Summe von 192 – der Frauenanteil liegt gerade mal bei 29, das sind knapp 15 Prozent.

Zwischen 1968 bis Ende der 70er Jahre, jene Zeitspanne, die für die feministische Ära wegweisend war, erhielt keine Frau einen dieser drei Preise. Dafür wurde der Friedensnobelpreis zwischen 1976 und 1982 gleich vier Frauen zuteil – wobei an dieser Stelle darauf hingewiesen werden muss, dass die Frau neben den patriarchalen Zuschreibungen des Naturwesens und der Mutter auch für den Frieden zuständig ist.

Aus diesen Zahlen erklärt es sich, warum ein Literaturpreis nur für Frauen nach dem Vorbild des Roswithapreises tatsächlich notwendig geworden ist. Er dient den Frauen als Preis der Artikulation und Gleichberechtigung, da ihnen sonst entweder diese kulturelle Welt verwehrt bliebe oder sie in der vorgegebenen wenig Chance hätten, wahrgenommen zu werden. Dieser Preis richtet sich ausschließlich an schreibende Frauen, somit werden sie gehört und finden damit eine Möglichkeit der Etablierung. Dennoch darf nicht auf die Kehrseite eines solchen Preises vergessen werden: Dieser „feministische“ Preis für Frauen kann auch als Bestätigung für die Besonderheit von

kulturell schaffenden Frauen gesehen werden und würde somit nur jenes Gesellschaftsbild reflektieren, gegen das sich der Preis im Grunde richtet und richten müsste.

Das Verhältnis zwischen Mann und Frau ist auch Thema des zweiten Teils der Rede Jelineks, das sie vorrangig am Beispiel Roswithas selbst beschreibt. Jelinek erhält den Roswithapreis im Besonderen für ihren Roman „Die Liebhaberinnen“, der anhand zweier Frauenleben das (gesellschaftliche, soziale und berufliche) Abhängigkeitsverhältnis der Frau vom Mann thematisiert und das mit einer zentralen Aussage des Romans „wenn einer ein schicksal hat, dann ist es ein mann. wenn einer ein schicksal bekommt, dann ist es eine frau“¹⁰⁶ beschrieben werden kann.

Roswitha war Schriftstellerin und ihr Körper erfährt in Jelineks Erzählung eine Zweiteilung in Kopf und Körper. Den Körper hat Roswitha „[...] in einem Damenstift in einer vor der Welt geschützten Position untergebracht“¹⁰⁷, und nur ihren Kopf hat Roswitha in die ungeschützte, männliche Welt hinausgeschickt „[...] wobei er vor der Schlechtigkeit der Welt oft errötet ist.“¹⁰⁸ Die Welt ist deshalb schlecht, so fährt Jelinek fort, weil sich Männer immer eine oder mehrere Frauen aneignen wollen. Die einzige Lösung für die Frau liegt offenbar im kompletten Verzicht auf ihre Sexualität (Jungfräulichkeit) und im Glauben an Gott: „Schließ dich ab, dann hilft dir Gott.“¹⁰⁹

Jelinek geht nun auf das Stück „Sapientia“ Roswithas ein und beschreibt wie in diesem Stück „[...] reine Jungfrauen geschlagen, zerstückelt, geröstet, in heißes Pech geworfen, geköpft, gezeißelt, gesotten und in den Ofen gesteckt [werden].“¹¹⁰

Dennoch gehen diese Frauen als Siegerinnen im Glauben hervor. Jelinek konstatiert, dass nur durch die Abkehr von einer Außenwelt – „[...] die ihr ohnehin nicht zusteht [...]“¹¹¹ - die Frau den Sieg davonträgt. Die Frau kann auf ihren Sexualinstinkt ja auch deshalb leicht verzichten, da sie ihn *bekanntlich* nicht kennt.

Mit diesen Ausführungen enden die Gegenüberstellungen von Mann und Frau. Dass Jelinek mit dem Eingehen auf Roswithas „Sapientia“ natürlich einen Bogen in die Zeit

¹⁰⁶ Jelinek, Elfriede: Die Liebhaberinnen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2002, S. 6.

¹⁰⁷ Elfriede Jelinek: Rede einer Feministin, S. 21.

¹⁰⁸ Elfriede Jelinek: ebd., S. 21.

¹⁰⁹ Elfriede Jelinek: ebd., S. 21.

¹¹⁰ Elfriede Jelinek: ebd., S. 21.

¹¹¹ Elfriede Jelinek: ebd., S. 21.

und in die gesellschaftlichen Bedingungen der Gegenwart spannt, ist wohl kaum zu überhören. Jelinek zeigt mit wenigen Zeilen auf, dass sich seit Roswithas Zeit (ca. 1000 n.Chr.) und der Zeit des Preises (1978) die Welt für die Rechte der Frauen und das gesellschaftliche Bild der Frau nicht verändert haben.

Es folgt nun Jelineks Redeschluss, der persönlich gefärbt ist. Während der gesamten Rede hat Jelinek zwar referiert, war aber als Person nicht greifbar und hat sich mit ihrer Meinung im Hintergrund gehalten. Jelinek vermutet, dass Roswitha vielleicht aber gerne auch mit ihrem Körper nach draußen in die Welt gegangen wäre - „[...] die zwar einen weiblichen Artikel hat, aber den Männern gehört [...]“¹¹² – aber vermutlich, so folgert Jelinek, hätte sich draußen schnell einer gefunden, der sich sowohl des Kopfs als auch des Körpers bedient hätte.

Mit diesem Schluss wird die Kritik an der männlich dominierten Welt zum ersten Mal ausgesprochen. Rhetorisch gesehen wird dieser Redeschluss zwar emotional aufgeladen, aber weniger durch Pathos als viel mehr durch Ethos. Dieser wird durch die Vorstellung des eigenen Charakters erreicht, sodass sich das Publikum auf diese Weise mit dem Redner identifizieren kann und der Redner eine Sonderstellung einnimmt. Ähnlich verhält es sich hier: Jelinek bringt sich das erste Mal in die Rede ein, tut dem Publikum ihre Meinung kund und erreicht durch den referierenden Stil, den sie auch am Schluss beibehält, eine Emotionalisierung, die nicht nur ihren Charakter, sondern in diesem Fall den „globalen weiblichen Charakter“ vorstellt. Durch das Ethos erfolgt keine Persuasion, sondern erneut eine Feststellung, die darüber informiert, wie es um diesen „weiblichen Charakter“ steht und warum dem so ist. Diese Feststellung hat aber keinerlei Appellfunktion, obwohl man sich diese erwarten würde und sie in Reden meistens Usus ist. Es erfolgt damit eine (rhetorische) Brechung, indem Jelinek die Erwartungshaltung, dieses Mal jene des Publikums, enttäuscht.

4. Übersicht

Jelineks Erzählung, die weder wirklich emotional noch persuasiv war, schildert eine Welt, in welcher ausschließlich der Mann das Sagen hat, da er der Schöpfer ist: Sowohl

¹¹² Elfriede Jelinek: Rede einer Feministin, S. 21-22.

die Geschichtsschreibung als auch die Gesellschaft sind männlich dominiert, Frauen werden auf ihre Natur reduziert und haben nur ganz bestimmte Funktionen, gewisse Bereiche bleiben ihr zeitlebens verschlossen. Jelinek schildert Feststehendes, lässt keinen Zweifel daran. Dieser Redehalt wiegt schwer, man müsste nun erwarten, dass das Ende, der Redeschluss, versöhnlich stimmen sollte. Dies könnte mit einem Blick in die Zukunft, mit einer Neutralisierung der geschilderten Welt oder zumindest mit einem Appell der Hoffnung geschehen. Doch nichts von alledem passiert: Jelinek enttäuscht und versöhnt nicht. Und es gibt nur einen Grund hierfür: Es ist so, wie es von ihr in ihrer Rede geschildert wird: Die Welt hat sich nicht verändert und für die Frau gelten dieselben Bedingungen wie einst. Deshalb kann die Rede auch nur mit dieser Feststellung enden und dem Publikum, das sich aus Frauen und Männern zusammensetzt, nur einen Spiegel der Feststellung und Enttäuschung entgegenhalten.

5. Epideiktische Bedeutung

Die epideiktischen Leistungen Jelineks „Rede einer Feministin“ kann nur im Wechselspiel von Inhalt und den rhetorischen Eigenarten, auf die bereits mehrfach innerhalb der Redeanalyse hingewiesen wurde, sichtbar gemacht werden:

Jelineks „Rede einer Feministin“ kann aufgrund ihrer situativen und inhaltlichen Charakteristik als epideiktische Rede kategorisiert werden. Da sie im Anschluss an eine Laudatio und an eine Preisübergabe stattfindet, lässt sie zudem als Preisrede klassifizieren. Diese tritt entweder als Lobrede oder in seltenen Fällen auch als Tadelrede in Erscheinung. Jelineks „Rede einer Feministin“ beginnt zwar mit Dankesworten, ändert ihr Wesen aber sogleich. Jelineks Rede hat die Diskriminierung der Frau zum Thema und dieser Redegegenstand stellt Jelinek nicht zur Debatte, er ist gewiss und sicher, so wie es innerhalb der epideiktischen Klasse gefordert wird. Es wird dabei kein Lob sichtbar, hinter den Beschreibungen Jelineks wird genau das Gegenteil eines Lobes deutlich: Jelinek hält eine Tadelrede. Dieser Tadel beginnt unmittelbar mit dem Einstieg in die Rede, wenn Jelinek die Preisstatuten selbst hinterfragt, da ein Preis „nur für schreibende Frauen“ genau jene gesellschaftliche Meinung fördert, die kulturell schaffende Frauen als Besonderheit ansieht.

Die Persuasion des Gegenübers steht bei Jelineks Rede nicht im Mittelpunkt, da sie über bereits Feststehendes referiert. Hierbei verwendet sie dementsprechende Wirkziele und

Stilebenen, die für eine epideiktische Rede aber untypisch sind: Jelineks Stil ist informativ und rhetorisch mit dem *docere* vergleichbar. Der Stil belehrt - aber nicht, um das Publikum über etwas aufzuklären oder um seine Meinung direkt zu verändern (Persuasion), sondern um es über einen Zustand zu informieren. Epideiktische Reden basieren herkömmlich auf Unterhaltung (*delectare*) oder Leidenschaftserregung (*movere*). Weder unterhält Jelinek das Publikum, noch wird es durch den Stil emotional stark bewegt. Ihre Ausführungen sind kühl und eher zurückhaltend. Ebenso verhält es sich mit der gewählten Stilart. Der niedrige und mittlere Stil sind für die epideiktische Klasse nicht typisch. Jelineks Rede ist durchsichtig, präzise und verzichtet auf jegliche ornamentale Ausschmückung und Emotionalität innerhalb des Textes. Der Stil ist, wie bereits beschrieben, eher für ein wissenschaftliches Referat charakteristisch. Jelinek enttäuscht sämtliche Erwartungshaltungen, die man an ihre Rede anlegen kann: Diese Enttäuschung beginnt gleich mit dem Einstieg in die Rede und zieht sich bis zum Schluss durch.

Elfriede Jelineks „Rede einer Feministin“ ist trotz allem zweifellos eine Rede, aber sie ist nur bedingt eine epideiktische Festrede. Sie tadelt, wo Freude und Dank erwartet werden und sie endet ohne Hoffnung. Sie wirkt auch nicht als Kunstwerk, das Publikum wird dadurch nicht festlich gestimmt, der Rede fehlen sämtliche festliche Bezüge. Dennoch kann man sich dieser Rede nicht entziehen. Ihr belehrender Stil versetzt das Publikum in eine Zuhörerschaft, die nicht unterhalten, sondern informiert wird. Durch diesen Stil wird auch jener Vertretungsgrad spürbar, den Jelinek ihrer Rede gibt – das Verhältnis zwischen Publikum und Sachverhalt kann für Jelinek nur niedrig sein (*genus humile*), da das geringe Interesse für die Frau sowohl ihre Rede bestimmt als auch jener Indikator ist, der die immer währende Diskriminierung der Frau ermöglicht. Jelineks Rede hat einen zwingenden Charakter: Sie zwingt das Publikum zum Zuhören und zwingt es, sich mit einem Inhalt auseinanderzusetzen, der durch die monologische Struktur keinen Widerspruch zulässt. Die Rede wirkt wie ein Spiegel der Gesellschaft, die durch die gesamte Rede nur deshalb enttäuscht wird, weil sie selber für den Inhalt der Rede verantwortlich ist. Jelinek tut nichts anderes, als diese Gesellschaft innerhalb der Rede abzubilden, die Rede wirkt dadurch unerträglich.

Dies funktioniert nur deshalb, weil Jelinek die Preisrede zweckentfremdet und sie damit für etwas anderes nutzbar macht. Wie im zweiten Kapitel dieser Arbeit vorgestellt,

bietet sich der Epideiktik aufgrund ihrer A-diskursivität¹¹³ die Möglichkeit einer funktionalen Beerbung. Die Epideiktik wirkt im Normalfall affirmativ. Das Publikum und die Rede selbst bejahen die Festredensituation und damit die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse. Der affirmative Charakter kann aber aufgrund des sicheren Redegegenstandes ausgetauscht und durch einen anderen beerbt werden. Diese Beerbungsmöglichkeit kann „[...] Gruppen, die sich sonst nicht oder nur schwer öffentlich artikulieren können, als Medium dienen [...]“¹¹⁴, damit das Gegenüber zum Zuhören genötigt wird. Jelinek verfährt genau nach diesem Muster. Sie benützt die Preisrede und beerbt sie subversiv: Indem Jelinek über die Ungleichstellung zwischen Mann und Frau referiert und diesen Status als gegeben und bewiesen hinstellt, lässt die Darstellung selbst erst die Kritik und den Widerstand am Dargestellten erkennen. Jelineks Rede provoziert „im Stillen“ und wirkt dadurch subversiv. So wird diese Rede zu einem feministischen Sprachrohr, das die vorhandene Öffentlichkeit (Publikum, Medien, Jury) mit einem Frauenbild konfrontiert, das die Öffentlichkeit selbst generiert hat und somit auch dafür verantwortlich ist.

VII. Elfriede Jelinek: In den Waldheimen und auf den Haidern. Heinrich-Böll-Preisrede 1986

Elfriede Jelinek wird am 2.12.1986 der Heinrich-Böll-Preis verliehen. Dieser Preis ist mit 25000 DM (umgerechnet etwa 12.500 Euro) dotiert. Jelinek erhält diesen Preis mit folgender Jurybegründung¹¹⁵:

Der Heinrich-Böll-Preis wird der Schriftstellerin Elfriede Jelinek für ein erzählerisches und dramatisches Werk verliehen, das unnachsichtig und stetig den Deformationen auf der Spur bleibt, von denen menschliches Leben heute

¹¹³ A-diskursivität bezieht sich auf den epideiktischen Redegegenstand, der von vornherein als sicherer und eben nicht diskursiver feststeht.

¹¹⁴ Josef Kopperschmidt: Zwischen Affirmation und Subversion. Einleitende Bemerkungen zur Theorie und Rhetorik des Festes, S. 14.

¹¹⁵ Die Heinrich-Böll-Preisjury 1986 setzte sich aus fünf männlichen Mitgliedern zusammen. Interessant daran ist, dass Heinrich Vormweg, der 1978 die Laudatio auf Elfriede Jelineks „Roswithapreis“ hielt, Mitglied dieser Jury war.

gekennzeichnet ist. Ohne Rücksicht auf liebgewordene Sprachgewohnheiten werden die Gründe solcher Verkrüppelungen bloßgelegt. In Prosastücken wie „Michael – Ein Jugendbuch für die Infantilgesellschaft“ und „Oh, Wildnis, oh Schutz vor ihr“, Romanen wie „Die Liebhaberinnen“ und „Die Klavierspielerin“, Theaterstücken wie „Clara S.“ und „Burgtheater“ hat Elfriede Jelinek mit provozierender Eindringlichkeit demonstriert, wie sich Menschen hilflos winden in den Netzen ihres Herkommens, gefangen sind in den zu Gesetzen erstarrten Gewohnheiten und Vorurteilen, den jeweils gängigen Tagesparolen, den trivialen, durch die Unterhaltungsmedien aufgezwungenen Gedanken- und Verhaltensmustern. Elfriede Jelineks literarische Entwürfe sind keine Unternehmungen, die Menschen entschuldigen wollen. Sie verzeichnen vielmehr in ihrer zugreifenden, von den Entdeckungen der experimentellen Literatur inspirierten, sich immer ganz direkt dem Lebensstoff zuwendenden Sprache die Bruchstellen, an denen die Menschen sich immer wieder aufgeben. Eigensüchtig oder auch nur aus Schwäche zeigen sie sich mit jener Realität einverstanden, die sie verkrüppelt. Nicht zuletzt das Musikleben wird der Autorin, die auch Pianistin und Organistin ist, zum Sujet. Der Preis wurde an eine Schriftstellerin vergeben, die seit ihren Anfängen ein die Wurzeln unserer Zustände freilegendes Werk konsequent, realitätsbewusst und integer fortgeschrieben hat.¹¹⁶

Diese Jurybegründung kommt einer Zusammenfassung des bisherigen Schaffens Jelinek gleich. Es wird ersichtlich, dass Jelinek „trotz“ ihres jungen Alters bereits sowohl zahlreiche epische als auch dramatische Werke veröffentlicht hat, welche die Jury in ihrer Gesamtheit für den Erhalt des Heinrich-Böll-Preises als würdig empfand. Elfriede Jelinek ist die erste Frau, die den Heinrich-Böll-Preis erhält. Norbert Burger, der damalige Oberbürgermeister Kölns, beglückwünschte die Jury für diese *mutige* Entscheidung und erklärte, dass mit der Wahl Jelineks auch eine Frau „[...] die nach dem Kriege geboren wurde, also einer anderen Generation als die bisherigen Preisträger angehört“¹¹⁷ gewürdigt werde.

1. Der Preis

Die Entstehung und Geschichte des „Heinrich-Böll-Preises“, vormals „Literatur- und Musikpreis der Stadt Köln“, liegt weitgehend im Dunkeln. Auch nach mehrfacher Rücksprache mit Gerd Winkler, dem Leiter des Kulturamtes der Stadt Köln, das den

¹¹⁶ Presseinformation der Stadt Köln. Begründung der Jury: Heinrich-Böll-Preis der Stadt Köln 1986 für Elfriede Jelinek. Diese Presseinformation stellte Herr Gerd Winkler, Angestellter im Kulturamt der Stadt Köln, für diese Arbeit zur Verfügung. Köln, ohne Datum.

¹¹⁷ Hartmann, Rainer: Scharfe Kritik am Heimatland. Würdigung als „Sprachchemikerin“. In: Kölner Stadt-Anzeiger. 3.12.1986, Seite nicht bekannt.

Preis seit der Einführung 1954 und der Wiederbelebung in den 80er Jahren vergibt, konnten nur grobe Eckdaten des Preises, die mehr oder weniger am Verleihungsdatum der einzelnen Preisträger selbst festgemacht sind, zusammengetragen werden. Als weitere Recherchequelle diente das Historische Archiv der Stadt Köln, welches insgesamt drei verschiedene Satzungen (erste Satzung vom 7.10.1954; zweite Satzung vom 26.6.1980; dritte Satzung vom 14.9.1994) für diese Arbeit zur Verfügung stellte.

In der Präambel der ersten Satzung vom 7.10.1954 wird auf die Notwendigkeit dieses Preises wie folgt hingewiesen: „Die Stadt Köln stiftet, eingedenk der hohen Verpflichtungen aus ihrer Stellung als Mittelpunkt der kulturellen Lebens am Rhein, zur Förderung künstlerisch schaffender Persönlichkeiten für hervorragende Leistungen den Kölner Literatur- und Musikpreis.“¹¹⁸ Der Preis wurde zwischen 1957 und 1968 in unregelmäßigen Abständen vergeben, anschließend wurde die Vergabe bis 1980 gänzlich eingestellt. Die Dotierung betrug 10000 DM (umgerechnet ca. 5000 Euro), wobei diese Summe, sofern es zwei Preisträger gab, geteilt wurde. Warum der Literaturpreis der Stadt Köln nach der Übergabe an Jürgen Becker 1968 eingestellt wurde, konnte nicht eruiert werden. 1980 wurde der Preis neu eingerichtet und bis 1993 erfolgte eine jährliche Vergabe, 1994 wurde eine alle zwei Jahre stattfindende beschlossen, die 1995 das erste Mal umgesetzt werden sollte. 1985 kam es zur Umbenennung in „Heinrich-Böll-Preis“. Die Gründe für die Wiederbelebung finden sich in der Präambel der Satzung des Heinrich-Böll-Preises aus dem Jahr 2002:

Heinrich Böll, Schriftsteller und Kölner Ehrenbürger¹¹⁹, hat sein schriftstellerisches und persönliches Archiv im Jahre 1979 seiner Vaterstadt als Dauerleihgabe zur wissenschaftlichen Auswertung und Aufbewahrung anvertraut. Die Stadt Köln versteht dieses Zeichen innerer Verbundenheit als Verpflichtung, zeitgenössische Literatur deutscher Sprache verstärkt zu fördern. 1980 wurde deshalb der Kölner Literaturpreis wieder belebt und 1985 in „Heinrich-Böll-Preis“ unbenannt.¹²⁰

Die Umbenennung des Preises 1985 in „Heinrich-Böll-Preis“ erfolgte aufgrund des verstorbenen Preispatrons im selben Jahr. Heinrich-Böll, der mit diesem Preis geehrt wird, hat selbigen 1959 - noch als „Literatur- und Musikpreis der Stadt Köln“ - erhalten.

¹¹⁸ vgl. Auszug mit der Nummer 1047 des Beschlussbuches des Rates der Stadt Köln. 17. Satzung für den Literatur- und Musikpreis der Stadt Köln. 7.10.1954, Seite nicht bekannt.

¹¹⁹ vgl. Unterschiedliche Satzungen 1980-2002: In diesen wird Heinrich Böll nicht als Ehrenbürger, sondern als „Kölner Bürger“ bezeichnet [sic!].

¹²⁰ Amtsblatt mit der Nummer G 2663 der Stadt Köln, Paragraph 152: Satzung für die Verleihung des Heinrich-Böll-Preises der Stadt Köln, 24.4.2002.

Die letztgültige Satzung des Heinrich-Böll-Preises¹²¹ stammt vom 24.4.2002 (veröffentlicht am 6.5.2002)¹²². Diese besteht aus fünf klar strukturierten Paragraphen, die mehrfach unterteilt sind. Der erste Paragraph enthält in knappen Worten die Vergabekriterien des Preises: „Der Preis wird alle zwei Jahre für herausragende Leistungen – auch noch unbekannter Autoren – auf dem Gebiet der deutschsprachigen Literatur verliehen.“¹²³ Paragraph zwei regelt die Dotation des Preises, die mit 20000 Euro festgesetzt ist. 1980 betrug die Summe 25000 DM (umgerechnet ca. 12500 Euro), die bis 1993 beibehalten wurde. Wegen der angespannten Haushaltslage der Stadt Köln wurde der Preis sodann nur noch alle zwei Jahre vergeben, dafür wurde das Preisgeld auf 35000 DM (umgerechnet ca. 17500 Euro) erhöht. Die Besonderheit des Preises liegt in dem mehrfachen Vergabekriterium. So können im Vergabejahr auch mehrere Autoren den Preis erhalten, das Preisgeld wird sodann aufgeteilt. Paragraph drei regelt die Zusammensetzung der Jury. Diese setzt sich aus dem Oberbürgermeister, je einem Mitglied der Fraktion im Rat der Stadt Köln, dem Kulturdezernenten, dem Direktor der Stadtbibliothek, einem Direktor des Instituts für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Köln, zwei Autoren und einem Literaturkritiker zusammen. Der Oberbürgermeister, der Kulturdezernent und der Direktor der Stadtbibliothek haben „als geborene Mitglieder“ Stimmrecht, alle anderen Mitglieder werden vom Ausschuss für die Dauer zweier Wahlperioden gewählt. Mindestens drei Viertel der Jury muss bei der Wahl anwesend sein, die Mehrheit entscheidet. Vorschläge für die Vergabe erfolgen ausschließlich durch die Jury. Liane Dirks, die seit 2005 Jurymitglied ist, äußerte sich hierzu wie folgt: „Es werden Vorschläge aller Juroren gesammelt, dann kriegen alle Infos über die Vorgeschlagenen, um sich bis zur Sitzung kundig zu machen und dann wird in einem Gespräch diskutiert mit anschließender Wahl. Es ist ein äußerst faires Geschehen, ich kenne kaum eine Jury, in der so gut vorbereitet gestritten wird.“¹²⁴ Paragraph vier sieht vor, dass die Stadt Köln nicht zur Vergabe verpflichtet ist, mit anderen Worten, die Vergabe kann auch nicht stattfinden. Der letzte Punkt der Satzung bezieht sich, wie schon beim Roswithapreis, auf sich selbst und verweist auf den Umstand, dass mit dieser Satzung die letztgültige vom 14.4.1980 außer Kraft gesetzt wird.

¹²¹ Amtsblatt mit der Nummer G 2663 der Stadt Köln, Seite nicht bekannt.

¹²² Diese wurde zwar am 23.3.2005 bei zwei Paragraphen leicht modifiziert, diese Abänderungen sind aber für diese Arbeit unerheblich.

¹²³ Amtsblatt mit der Nummer G 2663 der Stadt Köln, Seite nicht bekannt.

¹²⁴ Emailverkehr zwischen Zink Marko und Dirks Liane. Wien, 12.1.2007.

2. Chronik

Elfriede Jelinek erhielt den Heinrich-Böll-Preis für ihr bisheriges Gesamtwerk und hatte sich seit dem ersten großen Literaturpreis, dem Roswithapreis, durch ihre epischen und dramatischen Veröffentlichungen als Autorin etabliert¹²⁵ und trat vor allem durch ihre politisch gefärbten Theaterstücke und die damit verbundene (Gesellschafts-) Kritik sowohl medial als auch öffentlich in Erscheinung. Nach der Veröffentlichung der „Liebhaberinnen“ zählten zu ihren wichtigsten Romanen „Die Ausgesperrten“ (1980), „Die Klavierspielerin“ (1984) und „Oh Wildnis, oh Schutz vor ihr“ (1985). „Die Klavierspielerin“ (das erste Mal wurde ein Roman Jelineks sogar als Hardcover veröffentlicht – Startauflage: 4000 Stück) rangierte auf den deutschsprachigen Bestsellerlisten und war bis dato ihr größter Erfolg, der auch aus der Quantität der erschienenen Buchrezensionen ersichtlich wird. An dieser Stelle wird auf eine Studie von Daniela Bartens¹²⁶ verwiesen, die (auch) anhand einer Zählung aller ihr vorliegenden und verfügbaren Rezensionen zu den jeweils einzelnen Romanen Rückschlüsse sowohl auf Jelineks wachsende Bekanntheit (als Autorin) als auch auf das Interesse an Jelineks Arbeit und Person zulassen. Dieser Zählung nach erhielten „Die Liebhaberinnen“ 49, „Die Ausgesperrten“ bereits 75 und „Die Klavierspielerin“ 124 Rezensionen. Einen quantitativen Einbruch erlebte „Oh Wildnis, oh Schutz vor ihr“ mit nur 49 veröffentlichten Kritiken. Dies mag darauf beruhen, dass die Sprache und der Inhalt dieses Romans sehr experimentell sind: „Maßgeblich für die Rezension ist nicht die Qualität des Romans, sondern seine Rezensierbarkeit.“¹²⁷ Ebenso lag das Hauptaugenmerk der Öffentlichkeit damals auf anderen Werken Jelineks, vor allem auf ihren Theatertexten, die für öffentliche Debatten und Skandale sorgten: „Ein weiterer Multiplikator für die Rezeption ist die Aufführung von Theaterstücken eines Autors.“¹²⁸ Wichtige dramatische Werke Jelineks aus dieser Zeit sind „Was geschah, nachdem Nora ihren Mann verlassen hatte oder Stützen der Gesellschaft“ (1980), „Clara S.“ (1981) und vor allem „Burgtheater“ (1982), welches am 10.11.1985 im Theater der Stadt Bonn uraufgeführt wurde und für welches Jelinek ein Jahr später von der Zeitschrift „Theater

¹²⁵ Jelinek erhielt 1983 den Würdigungspreis für Literatur des Bundesministeriums für Unterricht und Kunst (Österreich).

¹²⁶ Bartens, Daniela: Vom Verschwinden des Textes in der Rezeption. In: Bartens, Daniela / Pechmann, Paul (Hg.): Elfriede Jelinek. Die internationale Rezeption. Graz: Droschl 1997, S. 39.

¹²⁷ Greiner, Ulrich: Die verlorene Unschuld. In: Görtz, Franz Josef / Ueding, Gert (Hgs.): Gründlich verstehen. Literaturkritik heute. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985, S. 51.

¹²⁸ Daniela Bartens: Vom Verschwinden des Textes in der Rezeption, S. 40.

heute“ zur „Dramatikerin des Jahres“ gewählt wurde. Das Theaterstück „Nora“ wurde bereits vor der Uraufführung in Graz für den Österreichischen Rundfunk vorzensuriert, wobei sich Jelinek von dieser Inszenierung klar distanzierte.¹²⁹ „Clara S.“ fiel noch vor der Uraufführung der „[...] selbst auferlegten Vorzensur¹³⁰ angesichts des zu erwartenden Skandals zum Opfer.“¹³¹ Die Uraufführung fand in Bonn statt, so wie es auch im Fall der Uraufführung des Stückes „Burgtheater“ war, das allerdings bis 2005 [sic!] einer Realisierung auf österreichischen Bühnen harrte.

Mit Burgtheater, das die Kontinuität des Faschismus in der österreichischen Kunstproduktion anhand des opportunistischen Verhaltens einer Schauspielerfamilie thematisiert, wurde Jelineks Ruf als österreichische „Nestbeschmutzerin“ begründet. Aus Anlass der Bonner Uraufführung attackierten PolitikerInnen, JournalistInnen, Theaterleute und LeserbriefschreiberInnen Jelinek, und nahmen das Schauspielerehepaar Paula Wessely – Attila Hörbiger, dessen Verhalten in der NS-Zeit Jelinek verarbeitete, gegenüber dem Stück in Schutz. Jelinek sperrte in Folge das Stück für Österreich.¹³²

Jelinek gelangte durch „Burgtheater“ „[...] erstmals in die Informations- und Lokalteile österreichischer Tageszeitungen [...].“¹³³, diese Berichterstattungen mündeten jedoch in einem Skandal vorrangig gegen Jelinek selbst. Die Spitze der „Herabsetzung“ Jelineks war wohl die Ehrung Paula Wesselys und Attila Hörbigers durch den Wiener Bürgermeister Helmut Zilk (1985), welche die Kronenzeitung mit der Überschrift im Blattinneren „Wien weiß, was es seinen Künstlern schuldet!“¹³⁴ betitelte und ein Foto dieser Zeremonie zeitgleich auch auf die Titelseite setzte.

¹²⁹ vgl. Lamb-Faffelberger, Margarete: Valie Export und Elfriede Jelinek im Spiegel der Presse. Zur Rezeption der feministischen Avantgarde Österreichs. New York, Berlin, Frankfurt am Main u.a.: Lang 1992, S. 41-42.

¹³⁰ Der damalige Schauspielerehepaar Paula Wessely – Attila Hörbiger, dessen Verhalten in der NS-Zeit Jelinek verarbeitete, gegenüber dem Stück in Schutz. Jelinek sperrte in Folge das Stück für Österreich.¹³²

¹³¹ Daniela Bartens: Vom Verschwinden des Textes in der Rezeption, S. 41.

¹³² Janke, Pia (Hg.): Die Nestbeschmutzerin. Jelinek & Österreich. Salzburg/Wien: Jung und Jung, S. 86-87.

¹³³ Daniela Bartens: Vom Verschwinden des Textes in der Rezeption, S. 42. vgl. auch: Margarete Lamb-Faffelberger: Export und Elfriede Jelinek im Spiegel der Presse. Zur Rezeption der feministischen Avantgarde Österreichs, S. 67-75. vgl. ebenso: Pia Janke: Die Nestbeschmutzerin, S. 171-182.

¹³⁴ Jeanne, Michael: Wien weiß, was es seinen Künstlern schuldet! Bürgermeister Zilk ehrt Paula Wessely und Attila Hörbiger anlässlich ihrer goldenen Hochzeit. In: Neue Kronen Zeitung vom 12.12.1985, Seite nicht bekannt.

Auch der damalige Herausgeber des Wochenmagazins „Profil“, Peter Michael Lings, kritisierte Jelinek scharf und fragte sich, ob Paula Wessely Elfriede Jelinek verdient hätte.¹³⁵

Dennoch – und das darf nicht außer Acht gelassen werden – wurde dieser Skandal rund um dieses Theaterstück zum größten Teil, wie Bartens es mit einem Verb treffend formuliert, „herbeigeschrieben“¹³⁶. So wurde „Burgtheater“ 1982 in „manuskripte“ Nummer 76 erstmals abgedruckt, wurde aber in Anschluss daran bis zur Uraufführung in Bonn 1985 ignoriert. Die Volksstimme vom 26.11.1985 hinterfragt dementsprechend diesen plötzlichen Skandal zu recht: „Wie viele Jahre ist es nun schon her, dass Elfriede Jelineks Stück „Burgtheater“ im Grazer Literaturmagazin „manuskripte“ erstveröffentlicht wurde? Nachdem nun im fernen Bonn die Erstaufführung über die Bühne ging, ist der Teufel los.“¹³⁷ Sicherlich war es nicht Jelineks Intention, Wessely-Hörbiger zu kränken, vielmehr ging es darum, die österreichische Verdrängung der nationalsozialistischen Zeit (auch aus der Sicht der Kunst) aufzuzeigen, zumal Wessely-Hörbiger unter den Nationalsozialisten große Erfolge verbuchten und Wessely z.B. im Propagandafilm „Heimkehr“ (1941) die Hauptrolle spielte. Auch schrieb Jelinek es, eigenen Angaben nach, „[...] zu Ehren der vielen Künstler, die freiwillig oder unfreiwillig emigriert sind.“¹³⁸ In Österreich wurde das Theaterstück, wie die Volksstimme betonte, nicht beachtet, doch kaum war die Uraufführung in Bonn über die Bühne gegangen, „[...] diskutierte Österreich über ein Stück, das hier kaum jemand gelesen oder gar gesehen hat.“¹³⁹ Anstatt diese Inszenierung als ein Stück gegen die Verdrängung zu nehmen, wurde Jelinek von der großen Mehrheit als Künstlerin denunziert und nicht verstanden, da sich wenige die Mühe machten, der Inszenierung beizuwohnen oder den Text nachzulesen.

Jelinek war, noch bevor sie den Heinrich-Böll-Preis erhielt, auch wegen ihrer Theaterstücke und der damit einhergehenden Kritik bereits zur Person der Medien und Öffentlichkeit geworden. Sie wurde zur „wütenden“ Autorin, die sich politisch und sozial einmischte und dies auch in ihren Werken thematisierte und aufzeigte. Der Name

¹³⁵ Lings, Peter Michael: Wieweit verdient Paula Wessely Elfriede Jelinek? In: Profil Nr. 48, 25.11.1985, S. 12-16.

¹³⁶ vgl. Daniela Bartens: Vom Verschwinden des Textes in der Rezeption, S. 41.

¹³⁷ Leitner, Reinhold: Die Jelinek, eine Mörderin? In: Volksstimme. 26.11.1985, Seite nicht bekannt.

¹³⁸ Grassl, Gerhard: Gegen „Hetzer“ und „Schmierer“: Offener Brief an Bürgermeister Zilk. In: Volksstimme 17.12.1985, Seite nicht bekannt. Herr Grassl weist dieses Zitat innerhalb seines Briefes als von Jelinek gegeben aus.

¹³⁹ Gerhard Grassl: ebd., Seite nicht bekannt.

Jelinek polarisierte, wobei sich vor allem die Kronen Zeitung auf diese „Nestbeschmutzerin“ eingeschworen hat. Jelineks Durchbruch fand nicht nur literarisch, sondern und vor allem öffentlich und medial statt.

3. Analyse der Rede

Jelineks Preisrede trägt den Titel „In den Waldheimen und auf den Haidern“. Aus dieser sowohl polemischen als auch politisch konnotierten Betitelung wird eine politische Gewichtung der Rede bereits erkennbar.

Jelinek thematisiert in ihrer Rede die beschämende Art, wie Österreicher(Innen) und ihre Politiker mit Kunst, Künstlern, Juden und Österreichs Vergangenheit und Gegenwart umgehen.

3.1 Die politische Lage Österreichs Mitte der 80er Jahre

Um den Inhalt der Rede und die Analyse dieser zu verstehen, ist es erforderlich, die politische Situation Österreichs Mitte der 80er Jahre aufzuzeigen. Dieser geschichtliche Abriss ist eng an die Namen einzelner politischer Persönlichkeiten geknüpft, die das Land in den Mittelpunkt internationaler Beobachtung und Debatten stellten.

1983 verlor die SPÖ die Mehrheit im Nationalrat und es kam zum Rückzug Bruno Kreiskys aus der Politik. Die Erosion der Großparteien SPÖ und ÖVP, die seit den 80er Jahren absolute Mehrheiten unmöglich machte, ließ die SPÖ in der FPÖ einen Koalitionspartner finden. Neuer Bundeskanzler wurde Fred Sinowatz (SPÖ) und Norbert Steger (FPÖ), der als liberal galt und den rechten Flügel der FPÖ zugunsten des neutralen entmächtigte, wurde Vizekanzler.

Diese Koalition zwischen SPÖ und dem Juniorpartner FPÖ („Kleine Koalition“) war bis 1986 an der Regierung. In diesem Jahr stand die Bundespräsidentenwahl an, die der von der ÖVP vorgeschlagene Kandidat Kurt Waldheim trotz einer den Wahlen vorausgehenden, breiten öffentlichen Debatte über seine Nazi-Vergangenheit (die bis heute nicht geklärt ist) für sich entschied. Nachdem Waldheim als Bundespräsident sein Amt antrat, führte dies zu einer außenpolitischen Isolierung Österreichs, es folgten Einreiseverbote für Waldheim (unter anderem in die USA), die bis zu seinem Tod

(2007) aufrecht erhalten wurden. Aufgrund des Wahlsiegs von Kurt Waldheim trat der Bundeskanzler Sinowatz zurück und Franz Vranitzky (ebenfalls SPÖ) wurde sein Nachfolger.

Vranitzky behielt die FPÖ unter der Führung Stegers in der „Kleinen Koalition“ bis zum 13. September 1986, als Jörg Haider „[...] mit Unterstützung des deutschnationalen Flügels der FPÖ am Innsbrucker Parteitag, bei dem Steger von Haiders Vasallen unter anderem als „Saujud“ beschimpft worden sein soll, in einer Kampfabstimmung zum neuen FPÖ-Obmann gewählt [wurde]“¹⁴⁰. Zwei Tage nach dieser Wahl kündigte Vranitzky die Koalition mit der FPÖ auf, da Vranitzky mit einer FPÖ unter Haider nicht regieren wollte. Dies wiederum führte zu Neuwahlen, aus denen zwar die SPÖ vor der ÖVP als stärkste Partei hervorging, beide Parteien büßten allerdings die Gunst vieler Wähler ein. Diese Stimmen wanderten zur FPÖ, die ihre Sitze im Nationalrat unter der rechten Führung von Haider beinahe verdoppeln konnte.

Die Rede umfasst eineinhalb A4 Seiten. Die Festredensituation selbst und die Dankesformeln am Ende der Rede ermöglichen eine rhetorische Einbettung der Rede in die Klasse der Epideiktik. Durch viermalige Nennung Heinrich Bölls kann man diese Rede als Preisrede betrachten, da der Verweis des Preisträgers auf den Namenspatron des Preises für diese Klasse typisch ist. Jelinek verwendet narrative, argumentative und reflektierende Erzählstile unter Einbezug belehrender und emotional bewegender Stilebenen. Die Rede beginnt mit einer polemisierenden Einleitung, gefolgt von einem argumentativ gefärbten Hauptteil, der aus drei inhaltlichen Schwerpunkten (Künstlerschicksale, Österreichs Vergangenheit und die Deutung der österreichischen Gegenwart) besteht und endet dann mit einem Schlussteil, der sowohl den Dank Jelineks für den Preis als auch eine Verabschiedung Jelineks vom Publikum beinhaltet. Die Darstellungen Österreichs innerhalb der Rede sind durch eine Außenansicht und durch eine Innenansicht gekennzeichnet. Diese beiden Perspektiven haben unterschiedliche Funktionen in der Rede. Erfolgt in der Außenansicht – die ihre Realisierung vorwiegend in der Einleitung erfährt und im Verlauf der Rede zur Kontrastierung verwendet wird – vornehmlich die Beschreibung der österreichischen Landschaft, für die das Land im Ausland bekannt ist und mit der Österreich auch selbst gerne wirbt, so stellt Jelinek diesem Landschaftsbild eine Innenansicht gegenüber, die

¹⁴⁰<http://www.datum.at/0806/stories/2601246>; eingesehen am 22.2.2007.

den Rest der Rede bestimmt und in das Innere des Landes (in die „österreichische Seele“) vordringt, seine politische Vergangenheit und Gegenwart ohne Beschönigungen aufdeckt und aufzeigt.

Außenansicht:

Jelineks Einleitung beginnt mit einer Darstellung Österreichs, die Parallelen zum Vorwort ihres Romans „Die Liebhaberinnen“ aufweist und in abgeänderter Form innerhalb der Rede immer wieder aufgenommen wird: „Ich komme aus einem Land, vom dem Sie sich sicher ein Bild gemacht haben, denn es ist bildschön, wie es so daliegt inmitten seiner eigenen Landschaft, die ihm ganz gehört, sicher haben Sie schon Bilder davon gesehen.“¹⁴¹

Durch die dreifache Verwendung des Terminus „Bild“ (das auch als Adjektiv in „bildschön“ – versehen mit zynischem Unterton – verwendet wird) wird auf jenes Österreichidyll hingewiesen, das seit jeher einerseits in den Heimatfilmen vermittelt und demzufolge durch diese tradiert wird, andererseits auch der Tourismus für die Österreichwerbung einsetzt. Österreich ist von außen betrachtet vor allem für seine Natur bekannt, die das Land kennzeichnet und auf die das Land stolz sein darf. Ein Bild ist etwas, das starr ist, nur einen Einblick in die festgehaltene Situation wiedergibt. Betrachtet man Bilder von Österreichs Landschaft, so ist diese „bildschön“, das Innere selbst bleibt selbstverständlich verborgen, das Sichtbare, in diesem Fall die Landschaft, ist die Hülle, die vermeintlich schöne Oberfläche. Jelineks einleitender Stil ist zwar narrativ, durch das possessive Moment in „[...] die ihm ganz gehört [...]“¹⁴² wird aber bereits ersichtlich, dass Jelinek gegen dieses beschriebene Bild polemisiert. Dadurch beginnt diese Landschaftsbeschreibung zu kippen. Der Hörer wird aufgefordert zuzuhören. Die Polemik des in der Einleitung erzeugten Österreichbilds findet in „Das Land ist klein aber mein, und seine Künstler dürfen in ihm wohnen, falls man sie lässt“¹⁴³ seine zynisch, kritische Fortsetzung und markiert zeitgleich die Innenansicht auf Österreich und den Beginn des Hauptteils. Die Erwartungshaltung des Publikums zum Redegegenstand erfährt hiermit eine Steigerung. Rhetorisch kann damit jener Grad

¹⁴¹ Jelinek, Elfriede: In den Waldheimen und auf den Haidern. Preisrede anlässlich des Heinrich-Böll-Preises.

<http://ourworld.compuserve.com/homepages/elfriede/boell-p.HTM>; eingesehen am 1.1.2007.

vgl. Vorwort „Die Liebhaberinnen“: „kennen Sie dieses SCHÖNE land mit seinen tälern und hügel?“ Elfriede Jelinek: Die Liebhaberinnen, S. 5.

¹⁴² Jelinek, Elfriede: In den Waldheimen und auf den Haidern.

¹⁴³ Jelinek, Elfriede: ebd.

der Vertretbarkeit bestimmt werden, der gegen die allgemein übliche Vorstellung verstößt und das Publikum überrascht oder gar schockiert, vorwiegend um seine Aufmerksamkeit zu gewinnen (*genus turpe*).

Innenansicht:

Jelineks Hauptteil der Rede legt eine Innenansicht auf Österreich frei, mit welcher sie die deutsche Öffentlichkeit über das tatsächliche politische und gesellschaftliche System Österreichs in Bezug auf seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft konfrontiert und informiert, was auch durch den Verweis auf die Ereignisse rund um seine kritischen Künstler geschieht. Jelinek verwendet hierfür verschiedene Positionen, die durch die Verwendung der Personalpronomen gekennzeichnet sind: „*ich*“ – stellvertretend für die Beschreibung ihrer eigenen Person als Aufklärerin, „*wir*“ – positiv verwendet für (österreichische) Künstler, negativ besetzt für die Österreicher, „*uns*“ – korrespondiert mit dem „*wir*“. Diese Positionen werden durch die kritischen Betrachtungen der politischen Geschichte des Landes, der österreichischen Politiker und deren Helfer sowie durch die Darstellung der Behandlung der Künstler im Land ergänzt.

Bereits mit dem Einstieg in den Hauptteil der Rede – „Das Land ist klein aber mein, und seine Künstler dürfen in ihm wohnen, falls man sie lässt. Denn in Österreich wird kritischen Künstlern die Emigration nicht nur empfohlen, sie werden auch tatsächlich vertrieben, da sind wir gründlich“¹⁴⁴ – werden diese Positionen und Betrachtungen sichtbar. Der narrative Stil wird abgelegt, die Beschreibungen verdichten sich in ihrer Kritik und werden durch Zynismus, Polemik und Verbitterung angereichert, was für eine epideiktische Gattung, die sich im Normalfall durch Freude, Dank und Erhebung auszeichnet, nicht üblich ist. Dadurch erfolgen klare Brechungen jener Bereiche der Angemessenheit (*aptum*), die sowohl die Verhältnisse zwischen Redegegenstand und Situation (zynische Rede bei Preiszuerkennung) als auch zwischen Rede und Ort (zynische Rede in Festsaal) regeln.

Jelinek definiert sich selbst als Österreicherin, die zwar aus dem Land kommt, aber dort nur geduldet wird. Das verbindet sie mit allen anderen kritischen Künstlern, solange sie sich friedlich gibt. Kritische Kunst ist nicht erlaubt, kritische Künstler werden

¹⁴⁴ Jelinek, Elfriede: In den Waldheimen und auf den Haidern.

vertrieben, denn hierbei „[...] sind wir gründlich“¹⁴⁵. Durch die Verwendung des Pronomens „wir“ verbrüdernd sich Jelinek aber keineswegs mit Österreich bzw. den Österreichern. Sie zählt sich nicht zu dieser „Wir“-Gruppe. Sie konstatiert damit vielmehr ein kulturelles System Österreichs, das Künstler nur dann toleriert, akzeptiert und schätzt, sofern sie dem Ansehen des Landes nützlich sind und nicht als „Nestbeschmutzer“ fungieren. Dies basiert auf einem common sense, auf der österreichischen Seele, die sich in der Geschichte, Politik und in den Medien Österreichs sowohl reflektiert als auch generiert.

So nennt Jelinek dann jene Künstler beim Namen (Brus, Wiener, Rühm), die das Land in den 60er Jahren verlassen haben, und somit macht sie ihre Erzählung, die dadurch Parallelen zum Aufbau einer Gerichtsrede oder Politischen Rede aufweist, beweistüchtig (argumentatio). Von Günter Brus¹⁴⁶ ist bekannt, dass er Ende der 60er Jahre für eine Kunstaktion an der Universität mit einer Gefängnisstrafe geahndet wurde und im Anschluss daran nach Deutschland ins Exil ging. Oswald Wiener¹⁴⁷ floh 1969 aus Wien nach Berlin, da ihm in Österreich ein Verfahren wegen Gotteslästerung drohte. Gerhard Rühms¹⁴⁸ Exilierung führte ihn Ende der 60er Jahre nach Westberlin, nur dort war es ihm möglich, ungehindert zu publizieren.

Jelinek erinnert das Publikum auch an die Inkriminierung Herbert Achternbuschs¹⁴⁹ Film „Das Gespenst“, der vor der Uraufführung in Österreich 1983 aufgrund von Blasphemie-Vorwürfen beschlagnahmt wurde.

Die Schilderung eines Ereignisses um Peter Handke, der Mitte der 80er Jahre im Zentrum Salzburgs (in unmittelbarer Nähe des Festspielhauses) von Polizisten aus einer Telefonzelle¹⁵⁰ gezerrt wurde, wird den Zuhörern ebenso wenig vorenthalten.

Mit diesen Künstlerschicksalen wird ein gesellschaftliches und politisches Österreichbild erzeugt, das dem eingangs beschriebenen Naturidyll als Kontrast gegenübergestellt wird. Jelinek übernimmt dabei die Rolle einer Aufklärerin und Anklägerin, die Unrecht aufdeckt und damit verurteilt. Diese Vorgangsweise erinnert an

¹⁴⁵ Jelinek, Elfriede: ebd.

¹⁴⁶ Telefonat zwischen Zink Marko und dem Literaturhaus Wien, 1.2.2007. vgl. auch: <http://aeiou.iicm.tugraz.at/aeiou.encyclp.b/b831567.htm>; eingesehen am 2.3.2007.

¹⁴⁷ Telefonat zwischen Zink Marko und dem Literaturhaus Wien, 1.2.2007. vgl. auch: <http://personal.georgiasouthern.edu/~hkurz/wiener/ow-bio.htm>; eingesehen am 2.3.2007.

¹⁴⁸ Telefonat zwischen Zink Marko und dem Literaturhaus Wien, 1.2.2007. vgl. auch: http://www.scheinschlag.de/archiv/2000/08_2000/texte/medien3.html; eingesehen am 2.3.2007.

¹⁴⁹ Telefonat zwischen Zink Marko und dem Literaturhaus Wien, 1.2.2007. vgl. auch: <http://www.literaturhaus.at/headlines/themen/gespenst.html>; eingesehen am 27.2.2007.

¹⁵⁰ Telefonat zwischen Zink Marko und dem Verlag Jung und Jung. Wien, 12.1.2007.

die Position der Anklage in einer Gerichtsrede, da auch diese thematisch durch Unrecht und Recht bestimmt ist und ihre Funktion in Anklage oder Verteidigung besteht.

Mit der Darstellung von situativen Ereignissen um die Künstler Thomas Bernhard und Elias Canetti erfährt das Österreichbild sowohl eine politische als auch geschichtliche Zuspitzung und Relevanz. So erfährt man, dass der „[...] zuständige Minister (nicht der Gesundheitsminister) [Thomas Bernhard] empfohlen [hat], aus sich einen „Fall“ für die Wissenschaft zu machen. Er hat nicht die Literaturwissenschaft gemeint.“¹⁵¹ Jelinek bezieht sich hier auf den sozialdemokratischen Minister Herbert Moritz, der anlässlich der Eröffnung der Wiener Messe 1985 in seiner Rede Thomas Bernhard als Fall für die psychiatrische Wissenschaft darstellte. Der damalige Finanzminister Franz Vranitzky (SPÖ) und künftiger Bundeskanzler Österreichs war auch zugegen, widersprach aber Moritz nicht [sic!].¹⁵²

Demgemäß kombiniert Jelinek, dass kritische Künstler wohl eher Gegenstände für die Hirnforschung sind, „[...] weil wir zu vielen schönen Dingen, die in Österreich passieren, entgegenstehen.“¹⁵³ Durch diese Ausführung stellt sich Jelinek einerseits selbst in die „Riege“ der kritischen Künstler und spricht für sie – hierbei fungiert das Pronomen „wir“ (im Gegensatz zum „wir“ in Bezug auf Österreich) tatsächlich als Verbrüderung – und andererseits verweist sie damit, wenn auch nur indirekt, auf die Hirnforschungen psychisch kranker und erkrankter Personen, die in der nationalsozialistischen Zeit ihren traurigen Höhepunkt erreichte. Diese Assoziationen ermöglichen einen Vergleich zwischen Nationalsozialismus und Gegenwart: Damals wie heute waren/sind kritische Künstler nicht erwünscht und bei Verstoß hatten/haben die Künstler „Sanktionen“ zu erwarten – oder es blieb/bleibt nur die Flucht.

In den Beschreibungen zu Canetti kulminieren Jelineks Schilderungen schlussendlich: Jelinek kritisiert, dass „[...] sich kaum jemand ernsthaft bemüht hat, einen Elias Canetti nach Österreich zurückzuholen, denn Juden haben wir zwar so gut wie keine mehr, aber immer noch zu viele.“¹⁵⁴ Mit dieser Ausführung stellt Jelinek wiederholt eine Verbindung zwischen Nationalsozialismus und Gegenwart her, wobei diese zwei Zeitperioden jedoch durch Canettis jüdische Abstammung einander gleichgesetzt werden: Jelinek legt damit die „österreichische Seele“ frei, die sich weder von ihrer

¹⁵¹ Jelinek, Elfriede: In den Waldheimen und auf den Haidern.

¹⁵² vgl. <http://ejournal.thing.at/Essay/faschism.html>; eingesehen am 27.2.2007. Ebenso fand ein Emailaustausch zur Komplettierung der Recherche zwischen Zink Marko und Kraiberger Franz, dem Verfasser dieses Dossiers, statt.

¹⁵³ Jelinek, Elfriede: In den Waldheimen und auf den Haidern.

¹⁵⁴ Jelinek, Elfriede: ebd.

politischen Vergangenheit befreit hat noch vom Antisemitismus geheilt ist. Dies beweist sie, indem sie die politischen Vorgänge der österreichischen Gegenwart in der Folge aufzeigt und erst durch deren Darstellung ersichtlich wird, dass die Gegenwart tatsächlich von der Vergangenheit eingeholt worden ist und somit eine Geschichtswiederholung möglich geworden ist: „In den Waldheimen und auf den Haidern dieses schönen Landes brennen die kleinen Lichter und geben einen schönen Schein ab, und der schönste Schein sind wir.“¹⁵⁵

Die Verwendung der Eigennamen Kurt Waldheim und Jörg Haider als lokale Begriffe, die mit den Naturbezeichnungen „Haine“, „Heide“¹⁵⁶, „Heimat“ und „Hügel“ assoziiert werden sollen, stellt eine Verbindung mit der in der Einleitung beschriebenen Außenansicht Österreichs als idyllische Landschaft zwar her, erfährt hiermit eine Kontrastierung und Destruierung. Die polemisch verwendeten Ad-hoc-Bildungen „Waldheime“ und „Haidern“ sind aber keineswegs vermeintliche oder gar harmlose Wortspielereien. Mit ihnen wird vielmehr das aufgedeckt, was sich unter der „bildschönen“ hügeligen Landschaft Österreichs tatsächlich verbirgt: Österreichs „braune“ Geschichte, die sich nun in der Gegenwart durch die Wahl Waldheims zum Bundespräsidenten bewahrheitet hat und sich durch den FPÖ-Obmann Haider zu wiederholen droht. So werden auch die *braunen* Kärntneranzüge und Westentaschen der Politiker und Bewohner Kärntens thematisiert, mit welchen Jelinek klar auf die politische Richtung des FPÖ-Obmanns Haider hinweist. Zudem greift sie damit auf eine Abwandlung des Sprachbildes der „feschen alten Niedertracht“¹⁵⁷ zurück, welches Jelinek bereits in ihrem Roman „Oh Wildnis, oh Schutz vor ihr“ entworfen hat. Auch die Demolierungen slowenischer Ortstafeln sowie eine (von vielen) antisemitische Aussagen des Generalsekretärs der ÖVP, Michael Graff, werden von Jelinek im Verlauf der Rede eingebaut.

Durch das Bild der „kleinen Lichter“ und vor allem mit der metaphorischen Verwendung des Begriffs des Scheins stellt Jelinek erneut Bezüge zum Nationalsozialismus her, doch – und das ist entscheidend – zeigt sie damit die direkte Beteiligung und vor allem Schuld Österreichs am Holocaust auf, was der allgemeinen öffentlichen politischen Darstellung, Österreich sei ein Opfer des Nationalsozialismus, klar widerspricht.

¹⁵⁵ Jelinek, Elfriede: In den Waldheimen und auf den Haidern.

¹⁵⁶ „Heide“ ist natürlich doppelt besetzt: Zum einen ist es ein naturbezogener Begriff, zum anderen wird damit ein „ungläubiger“ Mensch bezeichnet, was natürlich eine Anspielung auf den österreichischen Katholizismus ist.

¹⁵⁷ Jelinek, Elfriede: Oh Wildnis, Oh Schutz vor ihr. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1985, S. 158.

„Die kleinen Lichter“ werden von Jelinek als Symbole für die Grablichter all jener verwendet, die in jener Zeit ihr Leben lassen mussten. Ihre Körper befinden sich (auch) unter der österreichischen Landschaftsoberfläche und formen die Hügel (und davon gibt es in Österreich zahlreiche). Ihre Peiniger aber spiegeln sich im Schein der (Kerzen-) Lichter, doch – und hier geht Jelineks Beschreibung in zynische Kritik und polemisch formulierte, rhetorische Fragen über – wir Österreicher sind doch schuldlos an diesen Verbrechen: *„Wir sind nichts, wir sind nur was wir scheinen“*¹⁵⁸ – wir sind völlig harmlos:

Das Land der Musik und der weißen Pferde. [...] Wir wollten doch nur ein bisschen in deutschen Betten liegen, wer hätte uns das nicht gönnen wollen? Aber wir sind es nicht gewesen, und daher hat man uns – im Jahre 1955 selbstverständlich oder wann dachten Sie denn? – auch ordnungsgemäß befreit! Wir sind überhaupt die Unschuldigen und sind es daher auch immer gewesen [...]. Grüß Gott.¹⁵⁹

Jelinek stellt Österreichs „weiße Weste“ zur Debatte und zeigt auf, dass Österreich keineswegs das Opfer, sondern Täter und Mitverantwortlicher des Holocaust ist. Österreich ist schuldig – und das mit Hilfe des Katholizismus⁷, der mit Jelineks „Grüß Gott“ thematisiert wird. Die eigene Verharmlosung und Opferrolle Österreichs wird nicht nur negiert, sondern in ihr Gegenteil gekehrt: Der harmlose und fromme Schein, den die Österreicher von sich selbst erzeugt haben, wird mit diesen Ausführungen auf sie selbst zurückgeworfen. Die vorgegebene und vermeintliche Nicht-Schuld an den Geschehnissen des Nationalsozialismus und an seiner Geschichte münden nicht nur in der Verharmlosung dieser, sondern werden, wie Jelinek aufzeigt, auf schändlichste Weise sowohl historisch umformuliert („Wir wollten doch nur ein bisschen in deutschen Betten liegen“¹⁶⁰) als auch damit dementiert („Wir sind überhaupt die Unschuldigen und sind es daher auch immer gewesen“¹⁶¹). Durch diese Darstellung wirkt Jelineks Rede persuasiv, was jedoch kein zwingendes Wirkziel der Epideiktik ist. Jelineks Durchleuchtung Österreichs ist im höchsten Maß politisch und emotional bewegend (movere) und ist vor allem durch Sarkasmus, Polemik und auch Kritik geprägt. Dies sind im Grunde Kennzeichen der Politischen Rede und der Gerichtsrede und nur am Rande Merkmale der Epideiktik. Auch die funktionalen, thematischen und zeitlichen Bereiche weisen auf die judiziale und deliberative Gattung hin. Im Falle einer

¹⁵⁸ Jelinek, Elfriede: In den Waldheimen und auf den Haidern.

¹⁵⁹ Jelinek, Elfriede: ebd.

¹⁶⁰ Jelinek, Elfriede: ebd.

¹⁶¹ Jelinek, Elfriede: ebd.

Gerichtsrede tritt Jelinek als Anklägerin Österreichs (funktionaler Bereich der Gerichtsrede: Anklage/Verteidigung) auf, die das Unrecht (thematischer Bereich: Recht/Unrecht) Österreichs in Bezug auf seine Geschichtsdarstellung und Funktion während des Nationalsozialismus (Zeitreferenz liegt in der Vergangenheit) aufzeigt und verurteilt. Ihre Beweisführung vollzieht sie vor den Augen einer Öffentlichkeit und hofft, diese von ihrem Standpunkt zu überzeugen. Ähnlich verhält es sich auch im Falle der Politischen Rede: Der funktionale Bereich (Nutzen/Schaden) ist durch die Aufzeichnung des Schadens durch das aktuelle österreichische System interpretierbar, der funktionale Bereich (Mahnung/Warnung) ist durch die Warnung vor einer Geschichtswiederholung in der Zukunft (Zeitreferenz Zukunft) gegeben.

Die Redegegenstände dieser beiden Redarten gelten jedoch nicht als sicher, sondern als zweifelhaft bzw. ungewiss, da schließlich der Erfolg der Rede erst durch den Ausgang dieser – die Persuasion des Publikums/Richters von der eigenen Position – bestimmt wird. Durch Jelineks emotionale und kritische Beweisführung legt sie jedoch ein Geschichtsverständnis frei, das sie von Beginn an vollkommen aus ihrem zweifelhaften Moment befreit und als „certa“ darstellt. Sie spricht über Österreich, als gäbe es keinen Zweifel an seiner Schändlichkeit. Dies wird zudem durch die Behandlung ihrer eigenen Person in Österreich hinsichtlich des vorangegangenen Burgtheaterskandals verstärkend bestätigt und somit dient ihre eigene Erfahrung indirekt als Charaktervorstellung (Ethos) in der Rede. Dieser Charakter wird mit all jenen Künstlerschicksalen, die Jelinek in ihrer Rede aufzeigt, gleichgesetzt und dadurch werden ihre Darstellungen für das Publikum noch plausibler und verständlicher.

Auch Jelineks letzter Redeteil beinhaltet typische Merkmale dieser beiden Redarten. Vor allem werden klare Bezüge zur Politischen Rede erkennbar. So greift sie auf eine oftmalige – und deshalb auffällige – Verwendung der Pronomen „wir“ und „uns“ zurück:

Wir müssen uns nur im richtigen Moment klein machen, wenn man uns nicht sieht, wie wir grade unsere Weine panschen¹⁶²; wir müssen uns nur im richtigen Moment noch kleiner machen, damit man uns nicht sieht und auch unsere Vergangenheit

¹⁶² Jelinek bezieht sich hierbei auf den Weinskandal 1985, der sowohl die österreichische Wirtschaft erschütterte als auch dem Ansehen Österreichs im Ausland nicht förderlich war. Viele österreichische Weinbauer fügten ihren Weinen Diaethylenglykol hinzu, das auch in Frostschutzmitteln enthalten ist. Dadurch bekam der Wein einen volleren Körper und so konnten geringere Weine als Qualitätsweine verkauft werden. vgl. http://www.historisch.apa.at/cms/apa-historisch/dossier.html?dossierID=AHD_19850423_AHD0001; eingesehen am 2.3.2007.

nicht [...]. Und wir müssen uns im richtigen Moment auch groß zu machen verstehen, damit wir in die Weltpresse hineinkommen, und zwar selbstverständlich positiv [...].¹⁶³

Statt die Pronomen zur Verbrüderung einzusetzen, was innerhalb einer Politischen Rede der Einschwörung und Persuasion dient, deckt Jelinek damit die Mechanismen der österreichischen Seele auf. Sie zeigt auf, wie „wir“ operieren, damit „unsere“ Harmlosigkeit und Unschuld gesichert bleibt und sowohl nach Innen als auch nach Außen hin funktioniert. Mit dieser Charakterisierung findet keine Verbrüderung, sondern ein „Ausschluss“ statt, da jegliche feierliche oder positive Konnotation seitens des Inhalts fehlt: Dieser Inhalt wirkt einer Verbrüderung sogar entgegen, ein positives Gefühl wird durch ein negatives ersetzt und daraus resultiert ein Zustand der Antipathie (gegenüber dem harmlosen Österreich), in welchem eine Verbrüderung keinen Platz mehr findet und finden darf. Außerdem wirkt diese Darstellung einer Festredensituation entgegen, da Jelinek in dieser Wiederholung nichts Positives konstruiert, im Gegenteil, sie dekonstruiert ein vorhandenes Bild (Außenansicht) und gibt die Sicht auf die Wirklichkeit (Innenansicht) frei.

Jelinek schließt ihre Rede mit den Worten „Auch ich gehe jetzt dorthin zurück, vorher bedanke ich mich aber noch sehr herzlich für meinen Preis und gedenke liebevoll und traurig dessen, nach dem er benannt ist. Ich wollte, ich könnte ihn – Heinrich Böll – mitnehmen, er hätte bei uns viel zu tun.“¹⁶⁴ Der Preis wird hier absichtlich als „mein Preis“ bezeichnet, denn damit distanziert sich Jelinek von der obig geschaffenen „Wir“-Gruppe der Österreicher klar und deutlich. Diese Formulierung suggeriert auch, dass Jelinek es nunmehr (d.h. nach der Ehrung im Ausland) nicht mehr tolerieren wird, von diesem Österreich, das kritische Künstler nicht honoriert und duldet, eingenommen zu werden. Die Erwähnung des Namenpatrons in diesem Kontext bedeutet, dass Jelinek Heinrich Böll sowohl als politischen Autor als auch als persönliches Vorbild wahrnimmt und deshalb den Preis gerne und dankend annimmt.

¹⁶³ Jelinek, Elfriede: In den Waldheimen und auf den Haidern.

¹⁶⁴ Jelinek, Elfriede: ebd.

4. Übersicht

Jelinek beschreibt in ihrer Rede die beschämende Art Österreichs, mit Kunst und Künstlern umzugehen. Auch enthüllt sie Österreichs eigene verzerrte Geschichtsschreibung, zeigt dabei auf, dass Österreich (entgegen seiner eigenen und harmlosen Darstellung) Täter und nicht Opfer des Nationalsozialismus war. Auch ortet sie in den Politikern Waldheim und Haider eine drohende Gefahr der Geschichtswiederholung und liefert eine Vielzahl an Argumenten und Situationsschilderungen, die glaubhaft beweisen, dass sich die österreichische Seele vom nationalen und antisemitischen Gedankengut nie befreit hat. Jelineks Erwähnung Heinrich Bölls als politischer Autor – den sie am liebsten nach Österreich mitnehmen würde, da er ebendort viel zu tun hätte – würde nebst den Dankesworten am Ende der Rede eine Klassifizierung der Rede in die Epideiktik rechtfertigen. Jedoch weist die Rede eine Vielzahl an sprachlichen und inhaltlichen Parallelen zur Gerichtsrede und Politischen Rede auf.

5. Epideiktische Bedeutung

Die epideiktischen Leistungen von Jelineks Rede „In den Waldheimen und auf den Haidern“ werden primär durch den Redeinhalt bestimmt und sekundär aus den unterschiedlichen Reaktionen auf Jelineks Preisrede ersichtlich.

Wie in der Redeanalyse aufgezeigt, handelt es sich bei Jelineks Text nur bedingt um eine epideiktische Rede bzw. Preisrede. Die Festredensituation, die der Preisrede vorangestellte Laudatio, die Bezugsname auf den Namenspatron und die Dankesworte innerhalb des Redeschlusses sind zwar Merkmale der Preisrede, dennoch werden dadurch nur die formalen Kriterien erfüllt. Inhaltlich und sprachlich kommt es von Anfang an zu Brechungen, mit welchen Jelinek absichtlich gegen die epideiktischen Erwartungshaltungen verstößt. So ist der Redeinhalt höchst politisch und voller polemischer Kritik gegen Österreich. Diese erfährt durch den zynischen Sprachstil Jelineks auch noch eine Steigerung. Jelinek übernimmt die Rolle der Anklägerin Österreichs und mit ihren kritischen Schilderungen schockiert sie einerseits zwar gewollt das Publikum, andererseits findet damit aber gleichzeitig eine stark emotionalisierte und politische Aufklärung statt, die national in unterschiedlichen

Reaktionen mündet. Das deutsche Publikum honoriert Jelineks Rede mit starkem Beifall¹⁶⁵ und auch das mediale Echo in Deutschland (die Süddeutsche Zeitung druckte die Rede im vollen Wortlaut) auf die Rede ist durchwegs positiv. Dies geschieht aus mehrere Gründen, die auch eng an Deutschland – immerhin hat Deutschland Jelinek mit dem Heinrich-Böll-Preis bedacht – geknüpft sind und als Leistungen ihrer Rede zu werten sind: Allen voran steht die Klarstellung, die Österreich als aktiven Täter im Holocaust ausweist und somit aus seiner Opferrolle (Österreich als Opfer Deutschlands) befreit. Dass die braune Gefahr auch in Österreichs Gegenwart lodert, ortet sie in den „Waldheimen“ und „Haidern“. Durch die Nennung einiger Künstler zu Beginn der Rede, die allesamt entweder freiwillig oder aufgrund von Strafverfolgungen Österreich verließen und in Deutschland eine neue Heimat fanden, entstehen natürlich Sympathien innerhalb des deutschen Publikums für Jelineks Erzählung.

Aus diesen Künstlerbeschreibungen wird aber auch Jelineks Rolle als Sprachrohr erkennbar: Jelinek reiht sich unter die kritischen Künstler ein und von dieser Warte aus setzt sich Jelinek für sie ein. So thematisiert sie Österreichs schändliche Behandlung in Bezug auf seine Künstler, was aus eigenem Interesse geschieht. So musste sie am eigenen Leib den Zorn Österreichs erfahren, als sie und ihr Theaterstück Burgtheater in Österreich denunziert wurden. Durch diese persönliche Erfahrung Jelineks wirkt ihre Rede authentisch und rechtfertigt ihre Verbitterung und ihren Zorn auf Österreich umso mehr.

Die Leistungen von Jelineks Rede werden aber, wenn auch auf gänzlich andere Art und Weise, in den Reaktionen Österreichs auf die Rede ersichtlich. So mündet die Rede, nachdem der Skandal um ihr Burgtheaterstück noch nicht lange aus den österreichischen Tageszeitungen verschwunden war, in einer neuerlichen printmedialen Debatte. Allen voran sind es die „Neue Kronen Zeitung“ und der „Kurier“, die zwei auflagenstärksten Tageszeitungen Österreichs, die Jelineks Rede und auch ihre Person mit den Überschriften „Beschimpfung“¹⁶⁶ und „Das Gespeißel der Elfriede Jelinek“¹⁶⁷ desavouieren. Dabei verschiebt sich die Kritik an Jelineks Redehalt zunehmend auf die Person der Autorin selbst bzw. auf alle kritischen Schriftsteller. Dies spiegelt sich in Aussagen wie: „Sie ist die typische Vertreterin einer Literatengeneration, die sich so mies fühlt, dass sie auch alles rundum mies machen muss. Die Frau tut mir im Grunde

¹⁶⁵ vgl. Rainer Hartmann: Scharfe Kritik am Heimatland, Seite nicht bekannt.

¹⁶⁶ Fink, Humbert: Die Beschimpfung. In: Neue Kronen Zeitung, 9.12.1986, S. 7.

¹⁶⁷ Leitner, Sebastian: Das Gespeißel der Elfriede Jelinek. In: Kurier, 12.12.1986, Seite nicht bekannt.

leid¹⁶⁸ oder: „Nach Thomas Bernhard, Peter Handke und Peter Turrini hat jetzt Elfriede Jelinek in ihrer Dankesrede [...] einige Aussagen über den moralischen und kulturellen Zustand Österreichs gemacht, die wie Salz in offenen Wunden brennen“¹⁶⁹. Gerade durch solche Kritiken gewinnen die Schilderungen über die vertriebenen Künstler Jelineks an paradoxer Aktualität, ohne dass sich die Kritiker offenbar dessen bewusst wären. Die Kritik und erneute Denunzierung Jelineks in den erwähnten Tageszeitungen führen aber zu einer Gegenöffentlichkeit, die sich gegen diese Art des Journalismus wehren. Viele Künstler greifen auf Leserbriefe zurück, um einerseits gegen diese journalistische Vorgehensweise zu protestieren und um sich andererseits mit Jelinek als Künstler zu solidarisieren. Auch die Grazer Autorenversammlung wendet sich mit Gegendarstellungen an die jeweiligen Tageszeitungen. Kopien ihres Protests werden mit folgenden Worten auch an die Deutsche Presse Agentur überreicht: „Oft genug in der Vergangenheit waren die österreichischen Autoren auf den Beistand ihrer Kollegen in den Medien der BRD angewiesen. Wir bitten Sie, auch diesen Vorfall dem deutschen Publikum zur Kenntnis zu bringen“¹⁷⁰. An diesen Vorfällen lässt sich erkennen, dass Jelineks Rede die epideiktischen Regeln ganz klar und bewusst verletzt hat. Sie stellt mit ihrer Rede den sicheren Redegegenstand der epideiktischen Gattungen zur öffentlichen Debatte und erreicht, dass auch Österreich über den Inhalt der Rede – wie auch immer – spricht und diskutiert. Dabei akzeptiert sie, dass auch sie selbst zur Zielscheibe wird. Jelineks Rede ist nicht nur ein Sprachrohr für Künstler, sondern Jelinek entfacht durch die politische Beerbung dieser epideiktischen Preisrede in der österreichischen Öffentlichkeit tatsächlich breiten und langen Disput.

Interessant an den Redekritiken ist allerdings, dass mit keinem Wort auf Jelineks Schilderungen, welche die aktive Beteiligung Österreichs am Holocaust aufzeigen, eingegangen wird. Diese dunkle Seite Österreichs wird weiterhin verschwiegen, obwohl wahrscheinlich gerade aus diesen Ausführungen die printmediale Denunzierung Jelineks – in ihrer stark personalisierten Kanalisierung – ableitbar und interpretierbar wird. Mit einem Blick in die Zukunft muss diesen Schilderungen Jelineks attestiert werden, dass Jelinek 1986 ihrer Zeit (leider!) voraus war. Denn erst 1991 - unter dem sozialdemokratischen Bundeskanzler Franz Vranitzky – wurden Österreichs Mitschuld am Zweiten Weltkrieg und dessen Folgen anerkannt und öffentlich eingestanden.

¹⁶⁸ Leitner, Sebastian: ebd., Seite nicht bekannt.

¹⁶⁹ Fink, Humbert: Die Beschimpfung, S. 7.

¹⁷⁰ Grazer Autorenversammlung: Brief an die Deutsche Presse Agentur, Graz 6.1.1987.

VIII. Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde. Georg-Büchner-Preisrede 1998

Elfriede Jelinek erhält am 17.10.1998, um 16 Uhr, im Großen Haus des Stadttheaters Darmstadt den Georg-Büchner-Preis, den größten und wichtigsten deutschsprachigen Literaturpreis. Dieser Preis ist zu diesem Zeitpunkt mit 60000 DM (umgerechnet ca. 30000 Euro) dotiert. Jelinek erhält den Preis mit folgender Jurybegründung:

Die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung verleiht den Georg-Büchner-Preis 1998 Elfriede Jelinek, für die vielstimmige Kühnheit ihres erzählerischen und dramatischen Werks, worin sie sprachbesessen die Sprache vor ihr eigenes Tribunal zieht, liebessüchtig den Riß zwischen Lust und Zärtlichkeit aufdeckt, zornig für die ausgeschlachtete Natur in einer verblendeten Zivilisation eintritt und friedliebend den Verlust der Güte und Herzlichkeit zwischen den Geschlechtern, zwischen den Generationen, zwischen den Mächtigen und den Hilflosen beklagt.¹⁷¹

Mit Jelinek wird zum siebten Mal seit Bestehen des Preises eine Frau ausgezeichnet. Auffallend ist die Anzahl und Wahl der Adjektive die innerhalb dieses Juryurteils verwendet werden. So reiht sich „sprachbesessen“ an „liebessüchtig“ und „zornig“ an „friedliebend“, wobei letzteres mit dem Verb „beklagen“ verbunden wird. Diese Adjektivkette fungiert natürlich als Gleichsetzung, in ihr soll sich absichtlich das Gemüt Jelineks abzeichnen. Die Adjektive befinden sich keineswegs auf der positiven Seite der menschlichen Emotionsskala – dennoch erfährt die Wahl Jelineks gerade dadurch eine Neutralisierung bzw. sogar Positivierung. Die Jury wusste, dass mit ihrer Entscheidung die literarische und mediale Welt geteilter Meinung sein würde und hat mit diesem Bescheid jenen Vorurteilen entgegenzuwirken versucht. Eine mögliche Kritik an der Wahl Jelineks mit eben diesen gewählten Wortfeldern wurde durch ihre Verwendung innerhalb des Jurybescheids somit unmöglich. Mehr noch: Eine negative Stimmung, die sich aus den gewählten Adjektiven ablesen lässt, wird damit nicht nur ins Gegenteil verkehrt und positiv besetzt, sondern wird auch aktiv als Argument für die Wahl Jelineks verwendet. Der Jurybescheid wird damit unantastbar.

¹⁷¹ http://www.deutscheakademie.de/preise_buechner.html; eingesehen am 17.1.2008.

1. Der Preis

Zur Dokumentation des Georg-Büchner-Preises gibt es im Gegensatz zu den beiden ersten behandelten Preisen (Roswithapreis und Heinrich-Böll-Preis) eine Vielzahl von wissenschaftlichen Publikationen, deren Zahl (die online veröffentlichten Arbeiten ausgenommen) aber überschaubar ist und einen guten Einblick sowohl in die Entstehung als auch in die Gestaltungsmodi dieses Preises ermöglichen.

Am 8. August 1922 brachte Julius Reiber (Lehrer, Abgeordneter des hessischen Landtags und später Bürgermeister von Darmstadt) einen Antrag zur Förderung der Kunst im hessischen Landtag ein. Seine erste Forderung lautete:
Einstellung von 100.000 Mark unter dem Namen ‚Georg-Büchner-Preis‘, aus dem das Landesamt für das Bildungswesen alljährlich am hessischen Verfassungstag bis zu fünf Preisen an hessische oder in Hessen wirkende Künstler (Schriftsteller, bildende Künstler, Architekten, Musiker, darstellende Künstler) vergeben soll. Das Landesamt für das Bildungswesen hat vor seiner Entscheidung Sachverständige zu hören.“¹⁷²

Julius Reiber stellte diesen Antrag zu einer Zeit, in der das Überleben vieler nicht mehr gesichert war. Er erkannte, dass durch den Wegfall des Mäzenatentums auch die Künstler in Not waren und verlangte deshalb, dass der Staat durch die Einführung eines solchen Preises die Künstler selbst und ihre Werke ehrte. Der Antrag, einen hessischen Staatspreis zu initiieren, der mit 100000 Mark dotiert war und „Georg-Büchner-Preis“ heißen sollte, wurde angenommen. In Hessen war Büchners Werk wenig bekannt, es gab keine sonderliche Rezeption seiner Werke, dennoch stand der Name, den dieser Preis haben sollte, nie zur Diskussion. Der Preis konnte an jeden Künstler aus Hessen verliehen werden, zudem einigte man sich darauf, alljährlich je zwei Künstler auszuzeichnen, wobei das hessische Landesamt für das Bildungsministerium die Auswahl treffen sollte. Hierfür sollte es von den unterschiedlichsten Künstlerverbänden den Rat einholen.

Zum ersten Mal wurde der Georg-Büchner-Preis am 11.8.1923 verliehen. Als Stifter des Preises tat sich der damalige Volksstaat Hessen hervor, übergeben wurde der Preis in der Landeshauptstadt Darmstadt (an den Komponisten Arnold Mendessohn und den Schriftsteller Adam Karillon). Ursprünglich sollte der Preis „[...] an den Jahrestagen der Verfassung des Volksstaates Hessen – unterschrieben am 12.12.1919 – verliehen

¹⁷² vgl. Assmann, Michael: Der Georg-Büchner-Preis 1951-1987. Eine Dokumentation. München: Piper 1987, S. 15.

werden.“¹⁷³ Der 11. August, an dem er aber definitiv vergeben wurde, ist der Verfassungstag der Ersten Deutschen Republik. „Dieser Termin symbolisiert ein Loyalitätsbekenntnis des von Sozialdemokraten und Mitgliedern der Zentrumspartei regierten Volksstaates [Hessen] zur Weimarer Republik.“¹⁷⁴ Das Verleihungsdatum des 11. August wurde bis 1932, solange es einen Volksstaat Hessen gab, beibehalten. In den Jahren 1933 bis 1944 wurde der Preis nicht verliehen, da sich die Nationalsozialisten nicht mit einem Freidenker wie Georg Büchner identifizieren wollten. Der ehemalige Initiator des Preises, Julius Reiber, überlebte den Weltkrieg und wurde Bürgermeister von Darmstadt. So war er bereits 1945 erneut damit beschäftigt, den Preis wieder ins Leben zu rufen. Aufgrund der unsicheren Situation war nicht mehr das Land Hessen der Stifter des Preises, sondern der Regierungspräsident Darmstadts und der Magistrat der Stadt Darmstadt. Der Preis wurde wie bereits zuvor ausschließlich an in Hessen geborene Künstler „aller Art“ vergeben. Die Dotierung betrug 1948 1000 DM (umgerechnet ca. 500 Euro) und die Verleihung erfolgte am 17. Oktober, dem Geburtstag Büchners: „1948 feierte man ein Büchner-Jubiläum. Die Geburt des Dichterrevolutionärs jährte sich zum 135. Mal.“¹⁷⁵

Doch schon 1959 sollten sich sowohl die Vergabekriterien als auch die Struktur des Georg-Büchner-Preises erneut ändern: Der Preis wurde der neu gegründeten Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung überlassen, die 1949 anlässlich des 200. Geburtstages von Goethe gegründet worden war. Diese sollte von 1951 an den Preis, der ab sofort nur noch ein Literaturpreis war, nach ihrem Gutdünken vergeben. Die Akademie sollte „[...] die Tradition seines Namens und seiner Vergangenheit fortsetzen.“¹⁷⁶ Der 17. Oktober als Verleihungstag wurde beibehalten, da dieses Datum allerdings nicht immer auf ein Wochenende fiel, wurde der Preis in der Folge an jenem Samstag verliehen, der dem 17. Oktober am nächsten lag/liegt. An dieser Form hat sich bis heute nur wenig geändert. Die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung hatte von diesem Tag an einen Literaturpreis inne, dank welchem sie fortan „berühmt“ werden sollte. Die damals begründete Satzung für den Georg-Büchner-Preis wurde bis heute nicht abgeändert. Mittlerweile vergibt die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung neben dem größten und wichtigsten deutschsprachigen Literaturpreis, dem

¹⁷³ Michael Assmann: Der Georg-Büchner-Preis 1951-1987. Eine Dokumentation, S. 14.

¹⁷⁴ Bimlinger, Eva: Der Georg-Büchner-Preis. Werk und Person Büchners in den Preisreden. Hausarbeit, Wien 1989, S. 6.

¹⁷⁵ Ulmer, Judith S.: Geschichte des Georg-Büchner-Preises. Soziologie eines Rituals. Berlin: Walter de Gruyter 2006, S. 113.

¹⁷⁶ Michael Assmann: Der Georg-Büchner-Preis 1951-1987. Eine Dokumentation, S. 22.

Georg-Büchner-Preis, vier weitere Sprachpreise¹⁷⁷: Sigmund-Freud-Preis, Friedrich-Gundolf-Preis, Johann-Heinrich-Merck-Preis und den Johann-Heinrich-Voß-Preis.

Die Satzung des Georg-Büchner-Preises ist nebst der Präambel in sechs kompakte Punkte unterteilt.¹⁷⁸ Die Präambel der Satzung schildert in wenigen Sätzen die Geschichte und Einführung des Georg-Büchner-Preises. Der erste Punkt der Satzung widmet sich der Namensgebung des Preises, der zweite der Dotierung. Diese hat sich seit der Einführung des Preises permanent erhöht. 1951 war der Preis mit 3000 DM (umgerechnet ca. 1500 Euro), in der Zeit 1953 bis 1959 mit 5000 DM (umgerechnet ca. 2500 Euro), ab 1959 mit 8000 DM (umgerechnet ca. 4000 Euro) dotiert. Mitte der 60er Jahre wurde er auf 10000 DM (umgerechnet ca. 5000 Euro) erhöht, die Summe verdoppelte sich Ende der 70er Jahre. Anfang der 80er Jahre war er bereits mit 30000 DM (umgerechnet ca. 15000 Euro) dotiert, am Ende der 80er Jahre verdoppelte sich der Preis erneut. Der Betrag von 60000 DM (umgerechnet ca. 30000 Euro) blieb bis zur Euromstellung konstant. Seit 2002 beträgt das Preisgeld 40000 Euro und wird in der Höhe der Dotierung nur noch vom Joseph-Breitbach-Preis¹⁷⁹ überboten, der seit seiner Einführung 1998 von der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz an deutschsprachige Literaten vergeben wird. Der dritte Punkt der Satzung verweist auf die jährliche Vergabe des Preises und räumt dem Hessischen Staatsministerium und dem Magistrat der Stadt Darmstadt das Recht ein, Vorschläge für einen zu ehrenden Autor zu unterbreiten. Die Vergabekriterien des Preises regelt der vierte Punkt der Satzung, der klar herausstellt, dass nur Vorschläge von Autoren angenommen werden, die in deutscher Sprache schreiben. Der vorletzte Punkt der Satzung beschäftigt sich mit der Juryzusammensetzung, die als das „Präsidium der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung“ ausgewiesen wird. Auch hier werden erneut das Hessische Staatsministerium und das Magistrat der Stadt Darmstadt als fixe Jurybestandteile vermerkt. Zum Präsidium der Deutschen Akademie gehört seit 1999 auch Frau Dr. Ilma Rakusa, die, zu diesem Thema befragt, angibt, dass die Vorschläge von den Präsidiumsmitgliedern selbst stammen, allerdings auch Ausdruck von Anregungen der Akademiemitglieder sein können:

Man operiert mit einer Backlist von ca. sieben Namen, die jeweils aktuell ergänzt wird. Die Vorbereitung auf die Wahl des Büchner-Preisträgers zieht sich über

¹⁷⁷ <http://www.deutscheakademie.de/preise.html>; eingesehen am 20.11.2007.

¹⁷⁸ http://www.deutscheakademie.de/preise_buechner_satzung.html; eingesehen am 21.11.2007.

¹⁷⁹ Dotierung Joseph-Breitbach-Preis 1998-2007: 50000 Euro; vgl. http://www.joseph-breitbach-preis.de/der_preis/preistraeger/index.shtml; eingesehen am 17.12.2007.

mehrere Monate hin, d.h. alle Präsidiumsmitglieder sind angehalten, sich mit den neuesten Werken von ca. fünf bis sieben Georg-Büchner-Preis-Anwärtern auseinanderzusetzen. Bei der jeweiligen Büchner-Preis-Sitzung wird die Liste durchdiskutiert, sodann per geheimer Abstimmung der Preisträger ermittelt.¹⁸⁰

Frau Rakusas Auskunft ermöglicht einen tieferen Einblick in das Juryurteil und macht die Wahl transparent. Im Falle, dass ein noch unveröffentlichtes Werk eines Autors den Ausschlag für die Zuerkennung des Preises erwirkt hat, so kann dieses nach der Preisübergabe in Darmstadt selbst gedruckt werden. Dies sieht der letzte, somit sechste, Punkt der Satzung vor. Diese Ausführung verwundert, da sich kein Autor für diesen Preis „bewerben“ kann. Insofern können, wie im vorletzten Satzungspunkt des Preises ausgewiesen, Vorschläge nur von Akademiemitgliedern bzw. des Hessischen Staatsministeriums und des Magistrats der Stadt Darmstadt eingebracht werden. Wie diese Jury allerdings an bisher unveröffentlichtes Material gelangt und dieses für den Georg-Büchner-Preis würdig empfinden kann, stellt ein fragliches Moment dar. Dies hieße zudem, dass auch für unbekannte bzw. nicht etablierte Autoren die Möglichkeit bestünde, in den Genuss des Georg-Büchner-Preises zu kommen. Es stellt sich allerdings die Frage, wie die Werke solcher Autoren in die Hände der Jury gelangen und wie groß innerhalb der Jury das Interesse ist, solche unveröffentlichte Werke überhaupt zu begutachten und als würdig zu empfinden? Wie soll ein unbekannter Autor oder gar ein unveröffentlichtes Manuskript auf die Backlist, also auf die Favoritenliste, gelangen? Werden unveröffentlichte Manuskripte angefragt? Das hieße aber seitens der Jury, eine verdeckte Vorentscheidung zu treffen und eher die Arbeit eines Verlages denn einer Fachjury zu übernehmen.

Wird die Liste der bisherigen Georg-Büchner-Preisträger durchgesehen, wird umgehend deutlich, dass dieser letzte Satzungspunkt auf unbekannte Autoren wohl keinesfalls zutrifft. Den Georg-Büchner-Preis haben seit seiner Novellierung von der Deutschen Akademie 1951 nur etablierte Autoren erhalten. Auch wurde, seitdem der Preis eingeführt worden ist, weder ein unveröffentlichtes Manuskript je veröffentlicht noch ein unveröffentlichtes Werk mit dem Preis gewürdigt.¹⁸¹ Das lässt den Schluss zu, dass der letzte Punkt der Satzung eher ein historisches Relikt darstellt und deshalb auch in der gegenwärtigen Satzung verankert bleibt, um den Preis damit als offen und alternativ zu markieren.

¹⁸⁰Schriftliches Interview zwischen Marko Zink / Manuela Immer und Ilma Rakusa. In: Zink, Marko/ Immler, Manuela: Der Büchnerpreis. Geschichte und Praxis. Seminararbeit: Universität Wien, S. 13, Wien 2000.

¹⁸¹ Emailverkehr zwischen Zink Marko und Blattmann Corinna (Sekretariat der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung). Wien, 12.12.2007.

2. Chronik

Seit der Würdigung mit dem Heinrich-Böll-Preis 1985 nahm Jelineks Bekanntheitsgrad stetig zu. Dies zeigte sich sowohl in den unzähligen Medienberichten über Jelinek als Literatin und Dramatikerin als auch in der Medialisierung der Person Jelinek selbst. Jelineks Romane „Lust“ und „Die Kinder der Toten“ wurden im gesamten deutschen Sprachraum zu absoluten Bestsellern. Zum ersten Mal wurden Jelineks Romane auch als Hardcover inklusive Lizenzgenehmigungen publiziert. Die Erstauflage¹⁸² des Skandalromans „Lust“ betrug bei seiner Erstveröffentlichung im April 1989 20000 [sic!] Exemplare. Die erste Taschenbuchedition von „Lust“ im Jänner 1992 betrug 60000 Exemplare [sic!]. 1998, also im Jahr des Georg-Büchner-Preises, gab es eine vierte Auflage, kurz nach der Georg-Büchner-Preisübergabe erfolgte die fünfte Auflage (1999). Der Roman „Die Kinder der Toten“ wurde im August mit einer Startauflage von 11000 Exemplaren veröffentlicht, die Taschenbuchausgabe folgte exakt zwei Jahre später mit 10000 Stück. Jelineks „Die Liebhaberinnen“ befanden sich 1998 zur Georg-Büchner-Verleihung bereits in der 17. und 18. Auflage, ein Jahr nach der Übergabe lag der Roman in der 19. Auflage vor. Auch „Die Klavierspielerin“ war im Verleihungsjahr des Georg-Büchner-Preises bei der 16. Auflage angekommen und 1999 erfolgte die 17. Auflage. Außerdem wurden sämtliche Romane in mehrere Sprachen übersetzt.

Mit den dramatischen Adaptionen ihrer Theatertexte „Raststätte, oder sie machens alle“ (1994), „Stecken, Stab und Stangl“ (1996) und vor allem mit „Ein Sportstück“ (1998) erreichte Jelinek einen Bekanntheitsgrad, der weit über den deutschsprachigen Raum hinausreichte. Jelinek war allgegenwärtig, ihre Person und ihre Meinung erreichte jedes Medium und ihre Meinungen (vor allem zu politischen Themen) wurden gerne rezipiert und gedruckt. Ihre Person und ihre Arbeiten polarisierten mehr denn je. Auf der einen Seite wurde sie für ihre Arbeit geachtet und gewürdigt (sie erhielt nach dem Heinrich Böll-Preis fünf weitere Literaturpreise¹⁸³), auf der anderen Seite nahm die Zahl ihrer Gegner und Feinde zu. Das beste Beispiel hierfür ist der Wahlkampf 1995 in Wien, als der Name Jelineks auf den Wahlplakaten der Freiheitlichen Partei Wiens auftauchte und Jelinek mit der Plakataktion diffamiert wurde. Die gewachsene Popularität Jelineks zeigt sich, wie bereits im vorangegangenen Kapitel erläutert, auch an den vorliegenden

¹⁸² Die folgenden Auflagenhöhen wurden vom Rowohlt Verlag am 6.12.2007 übermittelt.

¹⁸³ 1997: Literaturpreis des Landes Steiermark; 1989: Preis der Stadt Wien; 1994: Walter Hasenclever Preis der Stadt Aachen; 1994: Peter-Weiss-Preis der Stadt Bochum; 1996: Bremer Literaturpreis für „Die Kinder der Toten“

und verfügbaren Rezensionen zu den einzelnen Romanen. So erhielt „Lust“ von 1989 insgesamt 238 Rezensionen und „Die Kinder der Toten“ 113 Rezensionen¹⁸⁴. Die Dichte und Menge der Rezensionen stieg dieser Zählung zufolge stark an. So erhielt Jelinek nicht - wie im Falle der Theatertexte - nur Rezensionen im Anschluss an die Veröffentlichungen, sondern bereits Vorberichte [sic!]. Im Falle von „Raststätte oder sie machens alle“ führte dies zu 12 Vorberichten und insgesamt 53 Rezensionen zur österreichischen Erstaufführung des Theaterstücks. „Ein Sportstück“ erzielte 16 Vorberichte und 47 Rezensionen anlässlich der österreichischen Premiere. Und genau so verhält es sich in Bezug auf die Preisverleihung des Georg-Büchner-Preises: Jelinek erhält, nachdem im Mai des Jahres 1998 bekannt wurde, dass sie die diesjährige Preisträgerin sei, fast ein halbes Jahr vor der eigentlichen Preisübergabe im Oktober 1998 sowohl in Österreich als auch in Deutschland Stellungnahmen bzw. Vorberichte zur Preisvergabe, aus denen sich nicht nur Jelineks Popularität, sondern vor allem sowohl Jelineks Erscheinungs- und Rezeptionsbild als auch ihre Polarisierung ablesen lassen.

Insgesamt lassen sich zwanzig Berichte bzw. Rezensionen zur Georg-Büchner-Preisverleihung Jelineks finden¹⁸⁵. Genau die Hälfte davon wurden vor dem Verleihungsdatum am 17.10.1998 publiziert, beziehen sich demgemäß nicht auf Jelineks Rede, da diese erst bei der Verleihung selbst zum ersten Mal zu hören war, sondern auf ihre Arbeit und direkt auf ihre Person. Wie gespalten die Publizisten und Rezensenten auf die Preisträgerin reagierten, lässt sich anhand einiger Zitate skizzieren. Die Frankfurter Allgemeine bezeichnet am 20.5.1998 die Wahl der Preisträgerin „[...] als trauriges Urteil zur Lage der deutschsprachigen Literatur“¹⁸⁶ und Österreich wird als „[...] Schimpfplatz der deutschen Literatur [...]“¹⁸⁷ bezeichnet und es erscheine sonderbar, dass dieser Furor immer wieder belohnt werde.

In der Süddeutschen Zeitung vom 22.5.1998 wird Jelinek als „Mater dolorosa“¹⁸⁸ bezeichnet, die überschätzt, „[...] aber als Monster falsch verstanden“¹⁸⁹ wird. „Elfriede Jelinek ist eine Einheit, ein Skandal aus Maske und Schrift.“¹⁹⁰ Die Welt widmet Jelinek

¹⁸⁴ Diese Auswertung entstand aus der Addition aller verfügbaren Rezensionen. vgl. Pia Janke: Werkverzeichnis Elfriede Jelinek, S. 509-516.

¹⁸⁵ vgl. Anmerkung 160: Pia Janke: Werkverzeichnis Elfriede Jelinek, S. 455-456.

¹⁸⁶ Steinfeld, Thomas: Der schrille Ton. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.5.1998, S. 41.

¹⁸⁷ Steinfeld, Thomas: Der schrille Ton, S. 41.

¹⁸⁸ V. A.: Mater dolorosa. In: Süddeutsche Zeitung, 22.5.1998, Seite nicht bekannt.

¹⁸⁹ V. A.: ebd., Seite nicht bekannt.

¹⁹⁰ V. A.: ebd., Seite nicht bekannt.

am selben Tag ebenso einen Artikel (Titel: „Elfriede Jelineks kulturelle Ausbeutung“¹⁹¹) und weist darauf hin, dass der wichtigste Literaturpreis an eine 51 jährige Frau ginge, die uns „[...] einen reichen Gabentisch aus Exkrementen und Sperma, Gewalt und Haß, Ausbeutung und Liebesunfähigkeit gedeckt [hat]. Das nennt man wohl heute „erbarmungslose Moralistin“ und „Apologestin der Apokalypse“. Dabei ist Elfriede Jelinek im Grunde eine zutiefst bedauernswerte, unglückliche Frau.“¹⁹²

Ganz anders sieht die Frankfurter Rundschau die Wahl, da Jelinek hier als „Die Richtige“¹⁹³ für den Preiserhalt bezeichnet wird (20.5.1998). Diese Auswahl an Zitaten zeigt auf, dass die Wahl Jelineks keineswegs positiv aufgenommen wurde. Die wenigen positiven Stimmen wurden zu 90 Prozent von Frauen geschrieben, die mit Jelinek meist engen Kontakt¹⁹⁴ pflegten. Verwunderlich ist, dass sich die Berichterstattung in der bereits vorgestellten Form auch nach der Preisübergabe und nach Jelineks Rede wenig ändert. Kein Publizist bzw. Rezensent geht auf die Rede selbst ein. Jelineks Person und der Preis und die damit einhergehende Würde stehen im Zentrum der Feuilletonisten. So wird am 17.10.1998 in „Die Welt“ („Die verbiesterte Avantgarde“¹⁹⁵) Jelinek folgendermaßen beschrieben: „Bewundert viel und viel gescholten – (um ehrlich zu sein: mehr noch verspottet), das ist sie, die heute zum Abschluß der Herbsttagung der Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtkunst den Georg-Büchner-Preis erhält.“¹⁹⁶ Im Laufe des Berichts (von Tilman Krause) tritt sowohl der Spott an Jelineks Arbeit als auch jener an ihrer Person klar zu Tage. Lob wird erneut nur von weiblichen Rezensenten vergeben, die meist Bezug auf die Aussagen innerhalb der Jurybegründung nehmen und damit Jelineks Stellung innerhalb der Weltliteratur festigen und, wie von der Jury mit ihrem Urteil evoziert, keine Diskussion an der Wahl Jelineks zulassen.

Auffallend ist, wie bereits erwähnt, dass sich bis auf eine Ausnahme kein Rezensent mit der Rede selbst auseinandergesetzt hatte. Einmalig wird erwähnt, Jelinek sei innerhalb ihrer Rede auf Georg Büchner eingegangen, doch der Inhalt der Rede kann mit dieser Aussage keineswegs zusammengefasst werden. Dies festigt den Eindruck, dass sich das Interesse an der Literatin Jelinek auf die Person Jelinek selbst verschoben hat.

¹⁹¹ N. N.: Elfriede Jelineks kulturelle Ausbeutung. In: Die Welt, 22.5.1998, Seite nicht bekannt.

¹⁹² N. N.: ebd., Seite nicht bekannt.

¹⁹³ Hartwig, Ina: Die Richtige. Büchnerpreis für Elfriede Jelinek. In: Frankfurter Rundschau, 20.5.1998, S. 8.

¹⁹⁴ Zu diesem Publizisten gehören unter anderem Sigrid Löffler, Sabine Treude und Ina Hartwig.

¹⁹⁵ Krause, Tilman: Die verbiesterte Avantgarde. In: Die Welt, 17.10.1998, Seite nicht bekannt.

¹⁹⁶ Krause, Tilman: ebd., Seite nicht bekannt.

3. Analyse der Rede

Jelineks Rede zum Erhalt des Georg-Büchner-Preises nennt sich „Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.“ Der Inhalt der Rede lässt sich nur schwer zusammenfassen, da die Rede „[...] die dichteste, dichterischste Büchnerpreisrede [ist], die sich denken lässt, verständlich erst beim mehrfachen Nachlesen.“¹⁹⁷ Die wenig chronologisch ausgerichtete Rede „entblättert“ ihren Inhalt erst nach wiederholtem Lesen und wurzelt in starker Ideologie- und Sprachkritik, welche permanent mit Doppelbedeutungen angelegt und dargestellt werden. Durch diese zieht sich gleich einem roten Faden konsequent die Person und Geschichte Georg Büchners, deren Charakteristik und Verlauf Jelinek gekonnt mit Sprachspielereien in die Gegenwart transportiert, mit den gegenwärtigen Zuständen vergleicht und damit aktualisiert. Dieses Verfahren beginnt Jelinek bereits mit der Betitelung der Rede.

Die Rede umfasst ca. fünf A4 Seiten. Der Rede fehlen sowohl die Begrüßung als auch eine Verabschiedung vom Publikum, Dankesformeln werden ebenso vergeblich gesucht. Auch wird Georg Büchner nicht explizit erwähnt, sein Name fällt kein einziges Mal. (Indirekte) Bezüge auf Georg Büchner sind jedoch klar erkennbar, Zitate Büchners (oder deren Montage), die entgegen der Reden bisheriger Preisträger konsequent nicht kursiv ausgewiesen werden, sind ebenso nachweisbar. Dadurch wird aber noch keine rhetorische Einbettung in die epideiktische Redeklasse möglich, da diese wenigen Bezugsquellen zu lose und auch für sehr viele (andere) Textklassen typisch sind. Eine eindeutige Klassifizierung wird erst durch die direkte Aussage Jelineks in der Rede selbst „Na, mein eigenes kleines Vermögen werde ich durch den Preis, der nach dem Studenten benannt ist, wenigstens etwas vermehren können“¹⁹⁸ gesichert, da Jelinek mit dieser Aussage eine Preisredensituation inklusive Preispatron bestätigt und ihre Rede als Rede auf den Preiserhalt postuliert. Der Stil der Rede ist unverkennbar von der Person Jelinek geprägt. Er verhält sich durchgehend sowohl narrativ-reflexiv als auch informativ-appellativ, gegen Redeende hin wirkt er deutlich emotional.

¹⁹⁷ Ebel, Martin: Der Sprache wird der Arm gedreht, bis er ausgerenkt ist. In: Stuttgarter Zeitung, 19.10.1998, S. 11.

¹⁹⁸ Jelinek, Elfriede: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde. In: <http://ourworld.compuserve.com/homepages/elfriede/buechner.htm>; eingesehen am 10.9.2007.

Die Rede ist nicht nach dem klassischen Schema Einleitung, Hauptteil und Schluss angelegt. Es lassen sich zwar eine Art von Einleitung – im Sinne eines Redebeginns – sowie ein Schluss erkennen, jedoch sind ihre inhaltlichen Markierungen variabel und verschiebbar, was wohl als Absicht gedeutet und demzufolge als Stileigenart der Rede konstatiert werden kann. Dies führt zur Schwierigkeit, einen stringenten Hauptteil der Rede zu bestimmen, da sich dieser (zudem) aus mehreren, verästelten Passagen zusammensetzt, deren Inhalt in wiederkehrenden Sinnschleifen verläuft und durch konsequente Doppeldeutigkeiten zusätzlich an „innerer“ Dynamik und Verdichtung zunimmt und so ein Verständnis bzw. eine nachweisbare Chronologie erschwert. Dies spiegelt sich auch im Vertretbarkeitsgrad, dem Verhältnis zwischen Publikum und Redegegenstand, wider, der nur als „genus obscurum“ markiert werden kann: Das „genus obscurum“ definiert einen Sachverhalt, der im Dunkeln liegt. Er ist schwer verständlich und ebenso schwer durchschaubar. Somit ist es weder möglich noch zielführend, die Rede Jelineks immer gemäß dem chronologischen Textfluss zu analysieren. Deshalb wird das Hauptaugenmerk auf sechs inhaltlich zusammengehörige Passagen¹⁹⁹ gerichtet, um eine Textkohärenz und ein Redeverständnis erkennbar zu machen und zu gewährleisten.

Jelineks Rede beginnt, wie eingangs erwähnt, mit der Betitelung, deren Sinn aber erst im Verlauf der Rede erfassbar wird, sich sogar erst im Verlauf dieser Rede „synthetisch“ entwickelt und gleichzeitig als Aufhänger der gesamten Rede dient. Mit der bereits erwähnten Technik der Verdopplung bzw. Doppelbedeutung arbeitet Jelinek auch in der Überschrift: „Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.“ Die Aussage beinhaltet zwei verschiedene zeitliche Markierungen, zum einen einen Blick in die Gegenwart, zum anderen einen Blick in die Vergangenheit. Dadurch provoziert Jelinek von Beginn an inhaltliche und zeitliche Diskrepanzen, die sich in modifizierter Form durch die gesamte Rede ziehen und immer wieder den Sinn des Aufdeckens, Entlarvens, Vergleichens und Demaskierens erhalten, gemäß dem, was vorliegt und dem, was uns vorgelegt wurde.

¹⁹⁹ Redebeginn (Dokumentation materiellen Besitzes und Verdinglichung), zweite Redepassage (Büchners Sprache und Verteidigung), dritte Redepassage (Büchners Erbe und Verletzung von Integrität), vierte Redepassage (Sprachkritik und Geschichtsbetrachtung) fünfte Redepassage (Büchners Fatalismus der Geschichte und Geschichtswiederholung), Redeschluss (Büchners literarische Technik und Jelineks Appell).

Redebeginn: Dokumentation materiellen Besitzes und Verdinglichung

Mit der Bedingung „Wenn es der Europäische Gerichtshof verlangt, wird Österreich die Anonymität der Sparbücher aufheben müssen“²⁰⁰ leitet Jelinek die Rede ein und beginnt mit einem politisch aktuellen Thema und verweist damit auf das, „was vorliegt“. Es scheinen sich die Erwartungshaltungen, die immer wieder an Jelineks Reden gesetzt werden, zu erfüllen: Jelinek wird eine politische Rede halten. Dieses politische Moment wird auch tatsächlich beibehalten, wenn auch indirekt und nicht weiter auf den Europäischen Gerichtshof bezogen. So fährt Jelinek mit Wortbestimmungen „Aufheben ist behalten wie wegwerfen gleichzeitig. Man hebt etwas auf: man löscht es aus“²⁰¹ fort. Das polysemische „Aufheben“ kann als „aufbewahren“, aber auch als „auslöschen“ verstanden werden. Mit der Aufzeichnung der Doppeldeutigkeit des Wortes „aufheben“ wird ein inhaltlicher Schwerpunkt der Rede markiert: die Kritik an und die Beliebigkeit der Sprache selbst. Darüber hinaus wird auf der Basis dieser lexikalischen Bedeutung ein historischer Bogen gespannt, der aufdeckt, „was vorgelegt wurde“, nämlich wer oder was hinter den Sparkonten steckt und woher das Geld auf den Sparkonten kommt: „Der Gerichtshof will die Aufhebung, damit man die Besitzer der Sparkonten ding-fest machen kann. So, das Ding ist jetzt fest geworden, die Besitzer sinds auch (zumindest ihre Behauptungen sinds), man kann alles angreifen, was sie bedeuten, was sie also ausmacht.“²⁰² Nebst der Modifikation und Montage des Bibelspruches „Und das Wort ist Fleisch geworden“ in „das Ding ist jetzt fest geworden“ findet hier eine Verdinglichung statt, mit der Jelinek aufzeigt, woher und mit welcher Motivation das Geld auf die Sparkonten kommt. So erklärt Jelinek, dass es bezeichnend wäre (erneut spielt Jelinek hier mit Doppeldeutigkeit anhand des Wortfeldes „bezeichnen“), dass die Inhaber der Sparbücher nicht mit Namen bezeichnet werden wollen, also „[...] nicht zur Kenntnis genommen zu werden wünschen“²⁰³. Die Inhaber der Konten bezeichnet Jelinek als unsere Vorgänger, die Lichter ausgemacht haben, „[...] obwohl sie sie nicht gemacht hatten“²⁰⁴. Der narrative, informative Stil lässt keinen Zweifel zu, es werden Tatsachen präsentiert. Jelinek verwendet das aktuelle Ereignis der Entanonymisierung der Sparbücher - als ein rechtliches Mittel zur Schaffung von Transparenz - um

²⁰⁰ Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.

²⁰¹ Elfriede Jelinek: ebd.

²⁰² Elfriede Jelinek: ebd.

²⁰³ Elfriede Jelinek: ebd.

²⁰⁴ Elfriede Jelinek: ebd.

aufzudecken, an welchen Stellen eigentlich historisch zugedeckt wurde, Wahrheiten verschleiert wurden. Damit aktualisiert sie die Geschichte und zeigt auf, woher das Geld auf den Sparbüchern nämlich tatsächlich stammt. Ihr genügt dieses neue Gesetz nicht, das jene „nur“ benennt, die Geld haben; sie geht weiter und dringt tiefer in die Materie ein und deckt die Wurzel des Übels, die Geschichte und ihre Machtgier auf.

Hier zeigt sich auch ganz klar der Grundtenor ihrer Rede, er verläuft in dieselbe Richtung wie schon in der Heinrich-Böll-Rede: Statt einer Dankesrede hält Jelinek von Beginn an eine Tadelrede. Ihre Rede bleibt politisch gefärbt, Jelineks Rolle ist die der Anklägerin, jedoch – im Gegensatz zu ihrer Anklagefunktion bei der Rede anlässlich des Heinrich-Böll-Preises – verhält sich der Stil der Rede narrativer, wirkt in sich ruhender, gleicht eher einem Denkprozess, der sich selbst durchdringt, dessen eigene Realisierung in der Rede selbst stattfindet und erst im Verlauf dieser sichtbar gemacht wird.

Jelineks metaphorisch verwendeter Begriff der Lebenslichter leitet von den Sparbuchbenennungen auf das, „was vorgelegt wurde“, über: die Verbrechen der NS-Zeit. Es ist Tatsache, dass während der Nationalsozialistischen Zeit Menschen, die nicht dem Menschenbild der damaligen Zeit entsprochen haben, ermordet wurden und deren Hab und Gut sich das Deutsche Reich und seine Bewohner einverleibten. „Unsre Vorgänger. Sie haben etwas behauptet, indem sie sich behaupteten.“²⁰⁵ Erneut benutzt Jelinek eine Vokabel in ihren verschiedenen Bedeutungen: Das Verb „behaupten“ wird in Jelineks Rede im Sinne von *falsch* feststellen verwendet, was einerseits erneut als Indiz für die Form der Tadelrede gilt und womit Jelinek andererseits dokumentiert, dass jene, die sich behaupten und selbst nichts versagen, die Oberhand über diejenigen bekamen bzw. sich verschafften, welche von dieser negativen Feststellung betroffen waren. Zwangsenteignungen und Diebstahl waren die Regel und nur wenige setzten sich dagegen zur Wehr. Denn wer regt sich auf, wenn er über Nacht plötzlich zu sehr viel Geld kommt? Und hier nun tritt die bereits erwähnte Verdinglichung klar hervor: Während der NS-Zeit zählte nur das Deutsche Reich, alles, was nicht deutsch und reinen Blutes war, galt als nicht lebenswert. Die Nichtarier wurden zu Nummern und eliminiert, wurden wie ein Ding, bar jeglicher Persönlichkeit, entsorgt. Demgemäß änderte sich die „Motivation“: Nur ihrem Besitz wurde Interesse entgegengebracht, dieser wurde wichtiger als die Person bzw. jenes Ding, das weggeworfen werden konnte. Unter diesem System konnten viele deutsche Familien sehr viel „fremdes“ bzw.

²⁰⁵ Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.

„enteignetes“ Vermögen anhäufen, das bis zur Entanonymisierung der Sparbücher, falls nicht in der Schweiz angelegt, unsichtbar war. Darum ist es auch bezeichnend, „[...] dass diese Leute nicht zur Kenntnis genommen zu werden wünschen“²⁰⁶. Nun aber - damit spannt Jelinek den Bogen erneut in die Gegenwart und verweist auf das, „was vorliegt“ - macht dieser Diebstahl bzw. Raub vielen etwas aus: „Man kann heute jeden angreifen, der verschleiern möchte, was er hat und wie er es bekommen hat, oder der vortäuschen möchte, er hätte nichts, und wäre eine Bank mit herrenlosen Konten“²⁰⁷. Es geht hierbei um die „Kinder der Toten“, die nun kommen und die Sammelklagen („Man nennt sie Sammelklagen“²⁰⁸) einbringen. Jelinek lässt mit Absicht offen, wie das Verb „angreifen“ zu verstehen ist. Es kann sowohl taktil (im Sinne von physischem angreifen) als auch verbal (mit Worten) gemeint sein. Ebenso dürfte als Adjektiv „herrenlos“ aus feministischer Sicht nicht unbedeutend sein, da mittels dieser Wortwahl aufgezeigt wird, dass das Geld ohnedies nur von den Männern verdient (oder jeglicher Verdienst auf die Konten von Männern geht) bzw. verwaltet wird.

Die erste Passage der Rede schließt mit einer neuerlichen Verbindung zwischen Gegenwart („was vorliegt“) und Vergangenheit („was vorgelegt wurde“) ab. Hier findet man auch das erste Mal einen Verweis auf Georg Büchner: „Alles ist zum Glück weniger gefährlich worden, es muss niemand gewarnt werden, dass, wer die Wahrheit sogar nur liest, gestraft werden könnte. Wer das Blatt nicht gelesen hat, wenn man es bei ihm findet, der ist natürlich ohne Schuld.“²⁰⁹ Vorrangig bezieht sich Jelinek mit dieser Aussage auf ironisch bittere Art und Weise auf den Umstand, dass derjenige, der in Besitz von enteignetem oder gestohlenem Besitz ist, heutzutage aufgrund der neuen Gesetzeslage (in Bezug auf die entanonymisierten Sparbücher) kaum Sanktionen zu befürchten hat. Zudem findet in der Aussage eine indirekte Gleichsetzung statt: Das genommene Lebenslicht ist offenbar genauso viel wert wie das nun zu refundierende Vermögen. Jelineks Aussage ist aber nicht neu, denn sie wurde der ersten Fassung des Vorberichts²¹⁰ des Hessischen Landboten von Georg Büchner entnommen. Jelinek verwendet dieses „unglaubliche“ Zitat absichtlich, um aufzuzeigen, dass Büchner bereits mit dieser scheinbar ironischen Aussage offenbar weit voraus gedacht hatte, bis

²⁰⁶ Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.

²⁰⁷ Elfriede Jelinek: ebd.

²⁰⁸ Elfriede Jelinek: ebd.

²⁰⁹ Elfriede Jelinek: ebd.

²¹⁰ Pörnbacher Karl / Schaub, Gerhard u.a. (Hgs.): Georg Büchner. Werke und Briefe. Münchner Ausgabe. 6. Auflage. München: Deutscher Taschenbuch Verlag: 1988, S. 40.

in die Gegenwart, bis auf eben das, was nun endlich als Sammelklagen vorliegt. Büchners Hessischer Landbote scheint auch für Jelineks Erkenntnis, im Tode sei erst die Gleichheit aller gesichert, Vorlage gewesen zu sein: „Wir wissen seit jeher: Was gehabt wird, kann weggenommen werden. Habt euch nicht so. Habt weniger als euch! Weniger als ihr, das sind viele, und wenn ihr tot seid, seid auch ihr nichts mehr.“²¹¹ Die ungewöhnliche passivische Verwendung des hier als Vollverb und synonymisch zu „besitzen“ eingesetzten „haben“ verweist auf einen Zustand in der Gegenwart, der jederzeit ohne Vorwarnung Gültig- und Richtigkeit verlieren kann, also ebenso gut der Vergangenheit angehören kann. Trotz mehrmaliger Aufforderungen innerhalb Jelineks Aussage, glaubt auch sie selbst nicht an eine Änderung der Zustände bzw. somit der Geschichte [sic!]: Solange Menschen leben, werden diese immer wieder versuchen, sich (fremdes) Vermögen anzuhäufen, egal in/auf welche(r) Weise. Jelinek zieht damit eine bittere Bilanz, denn einzige der Tod vermag eine sofortige Gleichstellung, jedoch kann auch dieser nicht über die menschlichen Ungleichstellungen im irdischen Leben hinwegtäuschen.

Zweite Redepassage: Büchners Sprache und Verteidigung

Jelineks zweiter Redeabschnitt widmet sich dem Verhältnis zwischen dem Denken, das als „Das Grenzenlose“ bestimmt wird, und der Sprache, die ein bloßer und beliebiger Gegenstand ist, der allerdings das Denken verbalisiert und somit sowohl an sich fesselt als auch bedingt. Mit der Definition des Sprachbenutzers als Besitzer der Sprache verweist Jelinek einerseits auf die im Redebeginn stattgefundene kritische Dokumentierung von Besitz und Besitzer, andererseits leitet sie damit auf die ganz bestimmte Sprache Büchners über. Diese war offenbar so gefährlich, dass man „[...] einen Steckbrief für den Besitzer einer ganz bestimmten Sprache [...]“²¹² ausstellte, „[...] denn was vorliegt wird manchmal auch wahrgenommen [...]“²¹³. Ob sich Jelinek hierbei auf die Daten des Steckbriefs oder auf die Sprache Büchners bezieht, wird offen gelassen, obgleich sie direkt mit den Daten des Steckbriefs fortfährt, was wohl als eindeutige Wertung für das, was eben vorliegt und uns vorgelegt wurde, zu sehen ist. Dadurch stellt sie fest, dass Büchners Sprache weniger wahrgenommen wird als in der

²¹¹ Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.

²¹² Elfriede Jelinek: ebd.

²¹³ Elfriede Jelinek: ebd.

Folge der Steckbrief gegen ihn. Diese Erkenntnis ist als Gleichsetzung mit Jelineks Person selbst zu sehen, da auch bei Jelinek die äußere Erscheinung medial mehr Zuspruch erhält als die eigentliche literarische Arbeit. Sie sagt nun, er habe Medizin studiert und er habe sich dem Staat nach „staatsverräterischen Handlungen“ entzogen. Diesen Angaben folgt die exakte Wiedergabe des Steckbriefinhalts, der sich hauptsächlich auf die äußeren Merkmale Büchners wie Größe, Alter, Haare, Stirn etc. bezieht. Mit der Darstellung dieser auf den äußeren Erscheinungen eines Menschen basierenden Reduzierungsformeln, kritisiert Jelinek erneut (die damit einhergehenden) enthumanisierenden Verdinglichungsformen. Zeitgleich wird hierbei aber auch das Procedere einer Anklage vor Gericht skizziert, da Jelinek mit dem Zitieren des Steckbriefes die so genannten „loci a persona“²¹⁴ abfragt und wiedergibt. Unter diesen Loci versteht man jene Suchkategorien und Beweisgründe, die als Fundstätte für Argumente zur näheren Bestimmung der Person selbst dienen. Daraus wird ersichtlich, dass diese Loci besonders in der Gerichtsrede von entscheidender Wichtigkeit sind, um ein Bild über den „Angeklagten“ zu vermitteln. Auch verhält sich diese Redepassage im Gesamten wie ein gerichtliches Moment: So wird im wiedergegebenen Steckbrief Unrecht als thematischer Bereich markiert, seine Aufgabe ist die Anklage und die primäre Zeitreferenz die Vergangenheit. Jedoch stellt sich Jelinek nicht als Anklägerin Büchners dar, ganz im Gegenteil: „Manche werden ihn leben lassen, aber nicht hoch.“²¹⁵ Denker lässt man vielleicht leben, aber sicherlich nicht hochleben. Hierbei findet nebst der wiederholten Identifikation mit Büchner eine Verteidigung seiner Person statt. Jelinek wird Büchners Verteidigerin und gleichzeitig klagt sie in seinem Namen an. Sie deckt in der Folge nämlich belegbares Unrecht auf, und zwar jenes, welches Büchner tatsächlich widerfahren ist. Genau aber an dieser Stelle ergibt sich der einzige Unterschied zum Hauptcharakteristikum der Gerichtsrede: In einer Gerichtsrede ist der Ausgang, also der Redegegenstand nicht sicher, er ist demnach zweifelhaft. Hier aber verhält sich das absolut konträr – und das ist das Entscheidende: Jelineks Anklage ist eine Anklage ohne Gegenspieler, da sie keinen benötigt. Der Redegegenstand ist genau so sicher, wie die Positionen klar sind – Büchner muss wegen keinerlei Unrecht verteidigt werden, er hat nämlich keines begangen. Ihm ist nichts vorzuwerfen, im Gegenteil, er ist der Geschädigte (auch hier tritt die Form der Tadelrede klar hervor), denn ihm ist Unrecht widerfahren. Unter anderem das Unrecht der präventiven

²¹⁴ vgl. Gert Ueding: *Klassische Rhetorik*, S. 57-65.

²¹⁵ Elfriede Jelinek: *Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.*

Zensurierung seiner noch unveröffentlichten Schriften („Dantons Tod“) durch den Herausgeber Karl Ferdinand Glutzkow:

Er ist sehr jung gestorben, jetzt ist nichts mehr von ihm übrig als was er gedacht und aufgeschrieben hat. Er konnte es nicht behalten, aber wir können es behalten, wenn wir wollen. Wir können es auch sein lassen. Vielleicht ist es gerade deshalb da, weil wir es ausnahmsweise sein gelassen haben. Es sind auch Eingriffe darin inbegriffen, die andere an dieser Sprache vorgenommen haben.²¹⁶

Anhand des Wechselspiels und der damit verbundenen Mehrdeutigkeit der Vokabel „sein“, einmal als Hilfsverb und zum anderen als Possessivpronomen (sowohl auf die Person als auch auf das literarische Werk Büchners bezogen), verweist Jelinek in den obigen Zitat auf „[...] die ganze problematische Editions-geschichte Büchners seit Glutzkow [...]“²¹⁷ und gibt damit an, was einerseits von Büchner vorgelegt wurde und uns andererseits nun über ihn vorliegt, selbst wenn Eingriffe in die Sprache Büchners gemacht worden sind, „[...] damit das Werk später vom Staat nicht einkassiert werden kann“²¹⁸. Auch spricht Jelinek in diesem Zusammenhang wenn sie mit der Mehrdeutigkeit von „sein“ über Büchner referiert erneut über die Macht der Gedanken im Gegensatz zur Beliebigkeit der Sprache, welche die Gedanken lediglich zu fesseln vermag. So gesehen kann man den Gegenstand, also die Sprache, modifizieren, die Gedanken bzw. die Idee hinter Büchners Sprache blieb aber trotz Zensur erhalten, auch wenn dies auf den ersten Blick nicht erkennbar ist; auf Büchner direkt bezogen heißt das: „Es ist alles, was noch da ist, wenig genug, verwahrt worden, aber nicht als Vermögen, denn kaum einer, auch ich nicht vermag etwas im Vergleich zu diesem Studenten.“²¹⁹ Erneut erfolgt hier eine Identifikation, die aufgrund ihrer Formulierung aber paradox wirkt. Jelineks Verwandtschaft mit Büchner liegt offenbar in der Verkleinerung ihrer eigenen Person (die 2004 in der Nobelpreisrede Jelineks eine ungeheure und beinahe manische Steigerung erlebt). Dies zeigt sich auch in der Aussage, dass, das einzige was Jelinek als Schriftstellerin tatsächlich leisten könne, sei ihr eigenes kleines Vermögen mit dem Preisgeld des Büchner-Preises zu vermehren. Natürlich erfährt diese entworfenen Verkleinerungsformel mittels des Substantivs „Vermögen“ einerseits eine absichtliche Zuspitzung (Jelineks selbstbetiteltes Unvermögen in Bezug auf Büchners Vermögen), andererseits bezieht sich Jelinek

²¹⁶ Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.

²¹⁷ Dietmar Goltschnigg: Georg Büchner und die Moderne. Texte, Analysen, Kommentar, S. 70.

²¹⁸ Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.

²¹⁹ Elfriede Jelinek: ebd.

erneut auf den Erhalt fremden Kapitals (hier allerdings auf ihr eigenes Preisgeld im Namen Büchners bezogen). Diese Verkleinerungstechnik ist einerseits natürlich ein klassisches Beispiel für die Selbstzuschreibungen Jelineks, andererseits stellt sie ein völlig anderes Gedankenmodell zur Diskussion: Obwohl von Büchners „Vermögen“ nicht viel übrig ist, ist es immer noch „wenig genug“ im Vergleich zu anderen und vor allem zu dem, was uns vorliegt. Wäre der Textklasse Rede ein klassisches interaktives Moment eigen, käme es an dieser Redestelle sicherlich zu einem Diskurs: Büchners Vermögen geht für Jelinek klar über ein normales Vermögen hinaus: Denn obwohl Büchner jung gestorben ist, muss er offensichtlich bereits vollendet gewesen sein. Eine Ebenbürtigkeit mit Büchner ist daher einfach nicht möglich, wie von Jelinek behauptet und sogar eingefordert wird. Damit hinterfragt Jelinek natürlich in weiterer Folge auch die Sinnhaftigkeit des Georg-Büchner-Preises per se [sic!].

Dritte Redepassage: Büchners Erbe und Verletzung von Integrität

Der frühe Tod und die Vollendung Büchners führt Jelinek nun zur Frage nach Büchners Erbe. Sie meint, viele hätten sich gegen ihn „verwahrt“, hätten also Widerspruch gegen ihn erhoben (die Wortwahl „verwahren“ korreliert dabei wiederum sowohl mit dem Redebeginn als auch mit dem Bild des „Vermögens“ und der „Sparbücher“).

Diese hätten sich „[...] für den Staat selbst gehalten [...], weil der junge Mensch das Bedenklichste gedacht hat, aber nicht, damit die Leute etwas bedenken sollten, und auch nicht, damit sie etwa bedächtig würden“²²⁰.

Das Bedeutungsfeld „denken“ benutzt Jelinek nicht nur als bloßes Wortspiel, vielmehr scheint es, dass sie ebendieses dazu verwendet, um über das gerade Formulierte nachzudenken. Ihre Aussage fordert eine Antwort. Diese bleibt Jelinek aber nicht nur schuldig, sondern stellt im Gegenteil eine Gegenfrage: „Oder doch?“²²¹ Und genau an dieser nur vermeintlich „rhetorischen Frage“ findet ein Bruch statt, der diese Rede erneut vom Stil herkömmlicher Reden unterscheidet. Es ist, als spräche Jelinek nicht nur für ein Gegenüber, sondern vorrangig zu sich selbst. Es ist als ob das, was sie nun sagt, gar nicht wirklich konsequent auf ein Ziel hin ausgerichtet wäre, sondern ein Gedankenmodell darstellt, welches sich gerade unmittelbar in Jelineks Kopf abspielt, ein Prozess, in welchem das Denken immer wieder neu überdacht (und von allen Seiten

²²⁰ Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.

²²¹ Elfriede Jelinek: ebd.

her betrachtet) wird und sich erst durch die Verbalisierung selbst entfaltet. Dieses Aufblättern und Entfalten eines Themas bzw. Gedankenmodells verlangt vom Gegenüber ebensolches – und überfordert deshalb. Diese Vorgehensweise stellt klare inhaltliche Brechungen jenes Aptums dar, welches das Verhältnis zwischen Redegegenstand und Publikum regelt und für Transparenz bzw. Klarheit steht. Denn auch der weitere Redefluss folgt diesem Schema, der durch das Zurückgehen und Vorgehen innerhalb des Textflusses markiert wird. Diese Form entspricht nicht dem Usus einer „herkömmlichen“ Rede, da ihre primären Funktionen das Überzeugen und/oder das Unterhalten des Publikums sind. Deshalb sollte der Redehalt allem voran chronologisch und klar in seiner Aussage sein, um ein gutes Verständnis und eine rasche Auffassung zu garantieren.

So erklärt Jelinek, dass jeder Revolution ein Denken vorangehe, dieses aber plötzlich hintendrein renne, und niemand wisse, warum dies so geschehen sei. Sie zieht hierbei einen Vergleich mit einer Liedzeile des Schlagers „Wer hat mein Lied so zerstört“, gesungen von Daliah Lavi: „Wer hat mein Lied so zerstört, sagt das Lied noch, bevor es hin ist, egal.“²²² Der Inhalt des Lieds basiert auf der Frage der Sängerin, wer den Sinn und den Inhalt ihres Liedes entweder so zerstört oder verdreht habe („Jedes Wort legten sie falsch aus und dafür gab es Applaus“²²³), auch noch bevor es überhaupt gesungen worden sei („Ich wollte singen was ich niemals sagen kann doch darauf kam es nicht an [...]“²²⁴). Ganz im Sinne dieses Liedes erklärt Jelinek, warum Büchners Revolution in Deutschland nicht geklappt hat. Büchners Intention war, die Prinzipien der Französischen Revolution nach Deutschland zu übertragen. Dieses Denken hatte seinen Ursprung in Frankreich, Büchner begeisterte sich dafür, rannte aber in Deutschland „hintendrein“, und ist in Verzug gekommen, „[...] dass es plötzlich ganz verzogen zu sein scheint [...]“²²⁵. Die Revolutionsgedanken funktionierten nicht so wie in Frankreich, wofür es mehrere Gründe gibt: Zum einen wurde der Hessische Landbote ja größtenteils konfisziert, andererseits darf auch nicht vergessen werden, dass viele nicht lesen konnten und somit auch die Bildung fehlte, um das Denken, das zudem an den Gegenstand Sprache festgemacht war, überhaupt zu verstehen. Auch kann nicht davon

²²² Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.

²²³ Lavi, Dahlia: Wer hat mein Lied so zerstört. In: <http://www.lyricstime.com/daliah-lavi-wer-hat-mein-lied-so-zerst-rt-lyrics.html>; eingesehen am 17.1.2008.

²²⁴ Dahlia Lavi: ebd.

²²⁵ Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.

ausgegangen werden, dass jene, welche die Ansätze zwar verstanden, mit diesen einverstanden waren, zumal Büchner Gewalt gegenüber nicht abgeneigt war. Büchner meinte, dass nur die große Volksmenge es geschafft hätte, die Revolutionsgedanken umzusetzen, doch diese blieb verschlossen, weil sie entweder nicht erreicht werden konnte oder sich gegen Büchner „verwahrte“. Ebenso ortet Jelinek innerhalb der Revolutionäre selbst ein gewisses Maß an Schuld – „[...] haben die Revolutionäre ihre Ideen so verwöhnt?“²²⁶ –, indem sie absichtlich mit der Assonanz der Verben „verwöhnen“ und „verhöhnen“ spielt. Aufgrund der Debatte rund um die Revolutionsidee, die im späteren Textverlauf erneut aufgenommen wird, und der Form ihrer Ausführung kann nicht von der Hand gewiesen werden, dass Jelinek sich vor allem mit dem vormärzlichen Studenten identifiziert, da auch sie „[...] unmittelbar aus der Studentenbewegung [...]“²²⁷ hervorgegangen ist. Dieser Eindruck wird auch dadurch gestärkt, dass sie nun mit der Zweiteilung Büchners – Dichter zum einen und Revolutionär zum anderen – fortfährt. Diese Zweiteilung ist natürlich eine Anspielung auf Büchners „Lenz“. So beschreibt sie nun anhand des Revolutionsgedanken und dieser Zweiteilung (gemäß dem, was uns vorgelegt wurde) einen Menschen, der sich eben gegen den Revolutionär Büchner verwahrt hätte. Sie spricht als Büchner:

Er sagt: Wenn einer in seiner Funktion als Universitätsrichter handelt und wenn derselbe Mensch auf einmal auch als Regierungscommissär fungiert, dann stimmt etwas nicht. Dann ist das Recht aber schon sehr tief gebeugt worden. Die gesetzliche Anarchie hat, wie der Student anmerkt, bewirkt, dass ein Mensch zwei Menschen in einem sein kann, und beide verletzen sie gemeinsam das Gesetz, das seither ganz gebrochen ist. Aus diesem Grund haben sie Unrecht getan, das wird penibel aufgelistet und vermerkt. Es kann gar nichts andres getan werden als dies aufs genaueste aufzuschreiben. Oder man sagt, das Gesetz sei aufgehoben, aber dann solle man das bitteschön auch wirklich laut sagen! Man soll nicht sagen, dass man es erfüllt, indem man es bricht!²²⁸

Dieses Beispiel zeigt den Tatbestand am Beispiel Konrad Georgis auf,

[...] der in seiner Person sowohl als Universitätsrichter wie auch als Regierungscommissär agitierte und so auf doppelte Weise die verfassungsrechtlich verbürgte Gewaltenteilung verletzte, [damit] habe der Student Büchner die

²²⁶ Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.

²²⁷ Dietmar Goltschnigg: Georg Büchner und die Moderne. Texte, Analysen, Kommentar, S. 70.

²²⁸ Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.

„gesetzliche Anarchie“ des hessischen Staates entlarvt, gegen die er (vergeblich) sein individuelles Grundrecht zu behaupten suchte.²²⁹

Die Person Georgis, der während Büchners Abwesenheit sein Zimmer hat durchsuchen lassen, ist aber längst kein Einzelfall, er ist ein Beispiel, mit dessen Beschreibung Jelinek aber nicht nur vergangenes Unrecht darstellt, sondern mehr noch, Jelinek aktualisiert damit diese gesetzliche Anarchie und transportiert sie in die Gegenwart, gemäß dem, was vorliegt. Denn Geschichte scheint sich immer zu wiederholen, auch 1998 in Österreich, wo die damalige Bundesministerin Elisabeth Gehrler gleich zwei politische Ämter (Arbeitgeber- und Arbeitnehmersvertreter) bekleidet und damit genau diese „Gewaltenteilung“ verletzt bzw. beugt. Diese Aufdeckung beweist, dass die Rede inhaltlich konsequent politisch und tadelnd bleibt, wenn auch die Form der Rede dem Genre selbst immer weniger gerecht wird und sich immer mehr auf ein „Inneres“, auf die Gedanken und die Person Jelineks, konzentriert und ein Außen im Sinne eines vor ihr versammelten Publikums, welches den Textinhalt sofort erfassen soll, fast gänzlich abschirmt. Dies spiegelt sich z.B. deutlich in der Beschreibung des politischen Ereignisses um Ministerin Gehrler wider, da dieses eben nur indirekt vermerkt wird und keinerlei Namen fallen – die gesamte Rede kommt ohne Namensnennung aus. Dass das Publikum diesen Vergleich, nachdem es bereits drei Seiten Jelineks Gleichsetzungen, Wortspielereien und den für die Jelineksche Erzähltradition typischen Verschachtelungen zugehört hat, zu erkennen imstande ist, scheint eher undenkbar. Erst durch mehrmaliges Lesen kann diese verdeckte Gleichsetzung bzw. Geschichtsaktualisierung erkannt werden und damit das Wirkziel des Überzeugens, das mit der Aufdeckung des Unrechts einhergeht, funktionieren.

Dies lässt nur einen Schluss zu: Obwohl Jelinek eine (Tadel-)Rede vorträgt, handelt es sich um eine modifizierte Form einer solchen, die wohl eher in den Bereich der Textklasse des Essays fällt. Dieser Eindruck verstärkt sich auch dadurch, dass Elfriede Jelinek auf ihrer Homepage eine Vielzahl von Texten bereit stellt, die induktiv betrachtet allesamt eine ähnliche Form und Struktur aufweisen und immer wieder in verschiedenen Printmedien eben als so genannte Essays publiziert werden²³⁰. Auch ist die Georg-Büchner-Preisrede als solche auf der Homepage nicht explizit vermerkt,

²²⁹ Dietmar Goltschnigg: Georg Büchner und die Moderne. Texte, Analysen, Kommentar, S. 70.

²³⁰ Den Begriff des Essays findet man sowohl in der Literaturwissenschaft als auch im journalistischen Feld. vgl. Neumann, Noelle/ Schulz, Winfried u.a. (Hgs.): Publizistik Massenkommunikation. Frankfurt am Main: Fischer 1994, S. 111-112.

sondern scheint nebst vielen anderen Essays unter der Rubrik „Zu Politik und Gesellschaft“²³¹ auf²³².

3.1 Der Essay

Die Textgattung „Essay“ wurde Ende des 16. Jahrhunderts von Michel de Montaigne begründet und ist ein relativ junges, viel diskutiertes und vielseitig untersuchtes Genre, das Mitte des 20. Jahrhunderts mit der Untersuchung und Essaysammlung von Ludwig Rohner²³³ in Deutschland seine Hochblüte erlebte. Rohners Werk stellt nach wie vor das Standardwerk der Essayforschung im deutschen Raum dar. Im Rahmen dieser Arbeit kann nicht mehr als ein grober Abriss über die wichtigsten Charakteristika des Essays geliefert werden, der innerhalb dieser Untersuchung nur dann Sinn macht, wenn er direkt mit dem Untersuchungsgegenstand „Rede“ in Zusammenhang steht, um primär die Parallelen der beiden Textklassen zu erörtern.

Der Essay kommt sowohl strukturell als auch inhaltlich der Rede sehr nahe. Er gehört ebenso zur nichtfiktionalen Prosa, ist relativ kurz gehalten und ist vor allem durch die Persönlichkeit des Verfassers („Im Essay spricht der Autor als er selbst“²³⁴) definiert. Rohner bezeichnet ihn als „[...] vollkommen sinnliche Rede“²³⁵, was der prinzipiell monologischen Struktur des Essays ein dialogisches Moment zuspricht und den Essay erneut in die Nähe des Vortrags bringt. Der Essayist schreibt so „[...] als ob er spräche“²³⁶. Daraus lässt sich eine klare Verbindung zu den Stilebenen und Wirkzielen der Rede herstellen bzw. behaupten, dass Rede und Essay auf derselben Wirkungsintention basieren: „Essays sind immer absichtsvoll auf einen potentiellen Rezipienten ausgerichtet.“²³⁷ Entscheidend für den Essay ist sein Ablauf, die scheinbare Negation einer Chronologie: „Im Essay, sagt Friedrich Schlegel, stecke ein Pfahl in der Mitte, daran befestigt ein ziemlich langer Strick: der Essayist gehe mit diesem so lange

²³¹ vgl. <http://www.elfriedejelinek.com>; eingesehen am 28.1.2008.

²³² Auch die Böll-Preis-Rede ist unter dieser Rubrik zu finden.

²³³ Rohner, Ludwig: Der deutsche Essay. Materialien zur Geschichte und Ästhetik einer literarischen Gattung. Neuwied/Berlin: Hermann Luchterhand, 1966.

²³⁴ Pfaffmatt, René: Essay – Anspruch und Möglichkeit. Plädoyer für die Erkenntniskraft einer unwissenschaftlichen Darstellungsform. Hamburg: Kovac 2002, S. 48.

²³⁵ Ludwig Rohner: Der deutsche Essay. Materialien zur Geschichte und Ästhetik einer literarischen Gattung, S. 673.

²³⁶ Auerbach, Erich: Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur. 9. Auflage. A. Francke: Tübingen/Basel 1994, S. 276.

²³⁷ Pfaffmatt, René: Essay – Anspruch und Möglichkeit. Plädoyer für die Erkenntniskraft einer unwissenschaftlichen Darstellungsform, S. 48.

herum, als der Strick reicht, und dann wieder rückwärts.“²³⁸ Der Gedanke schreitet nicht chronologisch fort, er ist sprunghaft, wird umspielt „[...] das Muster ist dem Text teppichartig einverwoben“²³⁹. Inhaltlich kann sich der Essay jedem Thema, ob wissenschaftlich oder nicht, annähern und widmen, der Denkprozess rund um das Thema wird in ihm sichtbar gemacht. Der Essay reflektiert und stellt zugleich dar:

Der E. braucht die Nähe zur lebendigen Gegenwart; er will anregen, andeuten, sprunghaft Verbindungen knüpfen und entspricht einem stark assoziierenden Denken. Der Gedanke wird in ihm nicht als endgültiges abschließendes Resultat fixiert, sondern gleichsam im Prozess des Denkens eingefangen [...].²⁴⁰

Eben auf diesen im obigen Zitat erwähnten Denkprozess wurde bereits mehrfach innerhalb dieser Redeanalyse hingewiesen.

Den Essay charakterisiert der synthetische Stil; dieser ist, wie es Rohner zutreffend und besonders auf den Stil von Jelinek übertragbar nennt, „[...] musivisch“²⁴¹ verfahren“²⁴². Synthese wird dabei als Durchdringen verstanden, die Gedanken des Autors durchdringen den Stoff und nehmen auch Impulse und Strukturen aus anderen literarischen Gattungen auf: „Es gehört strukturell zur Ironie dieser Gattung, dass sie tut, als ob ihre Prosa regellos improvisiere, ja die Formlosigkeit geradezu zum Formprinzip erhebe [...].“²⁴³ Gerade dies erklärt und verdeutlicht, dass es sich bei Jelineks Georg-Büchner-Rede primär tatsächlich um einen Essay handelt, der sekundär und gattungsübergreifend als Rede eingesetzt wird und als solche auch funktioniert, wenn sie auch besonders in den einzelnen Passagen des Hauptteils durch dieses Verfahren den Hörer überfordert und deshalb für ein Verständnis entweder mehrmals gehört oder in schriftlicher Form vorgelegt werden muss. Dies zeigt sich auch innerhalb der nächsten Textpassagen:

²³⁸ Ludwig Rohner: Der deutsche Essay. Materialien zur Geschichte und Ästhetik einer literarischen Gattung, S. 674.

²³⁹ Ludwig Rohner: Der deutsche Essay. Materialien zur Geschichte und Ästhetik einer literarischen Gattung, S. 674.

²⁴⁰ Martini, Fritz: Essay. In: Kohlschmidt, Werner / Mohr, Wolfgang: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Begründet von Paul Merker und Wolfgang Stammler. 2. Auflage. Band 1. Berlin / New York: de Gruyter 2001, S. 408.

²⁴¹ Die Beschreibung „musivisch verfahren“ trifft in besonderem Maße auf Jelineks Nobelpreisrede 2004 zu. Hier diente sogar ein Notenständer als Ablagefläche für ihre musivisch verfahrenende Rede.

²⁴² Ludwig Rohner: Der deutsche Essay. Materialien zur Geschichte und Ästhetik einer literarischen Gattung, S. 675.

²⁴³ Ludwig Rohner: ebd., S. 673.

Vierte Textpassage: Sprachkritik und Geschichtsbetrachtung

Am Beginn der vierten Textpassage nimmt Jelinek jene Aussage, die das Ende der Einleitung markiert, wieder auf, ergänzt sie mit einer modifizierten Redewendung: „Gesagt, getan. Was lässt sich leichter sagen als tun? Alles! Und was lässt sich leichter tun als sagen? Auch alles!“²⁴⁴ Das Modell „denken-sagen“, welches bereits erläutert worden ist, wird hier mittels „tun“ ergänzt. Dadurch erfährt die allgemein bekannte Redewendung eine Umkehrung, der Sinn wird neu gereiht²⁴⁵, weshalb es zu einer doppelten Aktualisierung kommt: Die vorgelegte Redewendung wird zum einen neu belegt, sie liegt nun in aktueller, ergänzter Form vor und kritisiert damit auch die Willkür der Sprache an sich. Zum anderen erhält diese mittels Jelineks anschließender Beweisführung auch unerwartet eine politische Konnotation: „Der Beweis: Es ist alles getan worden, was möglich ist, die Ergebnisse liegen uns vor, es genügt, dass Menschen da waren, die versagt haben, indem sie sich nichts versagt haben.“²⁴⁶ Erneut bezieht sich dies sowohl auf die Politik und die Zustände zu Büchners Zeit als auch auf die des Zweiten Weltkriegs und seinen Folgen in der Gegenwart. Mittels des Reflexivums „sich selber nichts versagen“ als doppelsinniges Sprachspiel deckt Jelinek sowohl die Beliebigkeit als auch die Machtfunktion der Sprache [sic!] auf und kritisiert damit einerseits diese selbst, andererseits das handelnde/ausführende Moment („tun“). Dies kann sich auf gleich mehrere Positionen beziehen: So könnte erklärt werden, warum der Revolutionsgedanke (die Revolutionäre versagen sich selbst nichts, darum bildet das ursprüngliche Denken nur noch die Nachhut der Revolution) versagt hat; auch könnte sich die Aussage auf die Doppelbekleidung politischer Ämter beziehen (Politiker versagen sich aus Gier selbst nichts und bekleiden gleich zwei Ämter, ungeachtet dessen, ob dadurch Gesetze gebeugt oder gebrochen werden); am wahrscheinlichsten aber wird damit auf die Verbrechen der Nationalsozialisten und ihre Folgen verwiesen, die bis in die Gegenwart reichen, aber gerne verharmlost und verschleiert werden: „Etwas ist gewesen – wie kann es dann weg sein?“²⁴⁷ fragt Jelinek auch prompt und fügt hinzu: „Weil es nicht an denen, die es abgeschafft haben, festgemacht war?“²⁴⁸ Hierdurch scheint sich die Annahme auch tatsächlich zu bestätigen. Jelinek deckt auf: Sie gibt sich mit der Geschichtsaufarbeitung nicht zufrieden. Man denke an die

²⁴⁴ Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.

²⁴⁵ Dahlia Lavi: Wer hat mein Lied so zerstört.

²⁴⁶ Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.

²⁴⁷ Elfriede Jelinek: ebd.

²⁴⁸ Elfriede Jelinek: ebd.

Massaker in Auschwitz – ihre erste Frage ist deshalb völlig korrekt. Ihre zweite Frage geht darüber hinaus, mit ihr aktualisiert Jelinek erneut das Geschichtsverständnis und zeigt auf, dass es eben nicht so sein kann, dass etwas war und offenbar deshalb nicht mehr ist, da es nur an denen festgemacht war, die dieses Ereignis eben ausgelöst und an diesem mitgewirkt haben. Weiters arbeitet Jelinek hierbei wiederholt mit der bereits aufgezeigten Verdinglichung, indem sie jene Menschen, die ermordet wurden, einerseits als „es“ bezeichnet, andererseits den Mord als „abschaffen“ verbalisiert. Jelinek führt diesbezüglich ein ziemlich einfaches, naturbezogenes Beispiel an: Sie sagt, dass auch Berg, Wald und Wiese da sind und wir trotz alledem von ihnen wieder fortgehen können, ohne dass sie selbst verschwinden. Dieses Simplifikation lässt auf den ersten Blick nur einen Interpretationsansatz zu: Je einfacher und präziser etwas beschrieben wird, um so eher wird das Denken verstanden und kann drohenden Ereignissen damit ihre Kraft genommen werden. Ob diese Naturidylle allerdings erneut Rückschlüsse auf die Nationalsozialistische Zeit und ihre heimatliche Gesinnung zulassen, kann nur gemutmaßt werden. Auch kann sie eine Anspielung auf die Naturkonstruktion in „Lenz“ sein. Mit „Der Student hat mitgedacht, dass gemacht werden, was nicht gedacht werden kann“²⁴⁹ resümiert Jelinek diese Passage und konstatiert damit zum wiederholten Mal, dass Büchner seiner Zeit voraus war, er bereits bemerkt hatte, dass offenbar etwas getan werden kann, was man sich in Gedanken nicht hätte vorzustellen gewagt, aber dennoch geschehen ist.

Fünfte Redepassage: Büchners Fatalismus der Geschichte und Geschichtswiederholung

Büchners Vorausdenken wird wenig später gleich wieder aufgenommen, dazwischen findet „allerdings“ eine vierzeilige „Zäsur“ statt, die erneut, wenn auch auf gänzlich andre Art, Naturidylle und Nationalstolz thematisieren: „Und dass die Menschen viel mitmachen müssen mit ihrem gräsernen Fleisch, das immer so schön im Saft steht, und trotzdem will es ihnen keiner abnehmen. Dabei ließen sie sich gerne kaufen. Aber den Preis wollen sie diktieren. Wir sind doch keine Ochsen! Wir fressen lieber andre!“²⁵⁰ Dieser Abschnitt klingt in erster Linie wie die sarkastische Dokumentierung „einer“ BSE-Krise, wobei die ersten BSE-Vorfälle bereits mit 1986 bekannt wurden, aber auch 1998 wurden zahlreiche Vorfälle registriert. Durch das bewusst gewählte Pronomen

²⁴⁹ Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.

²⁵⁰ Elfriede Jelinek: ebd.

„sie“ in „Dabei ließen sie sich gerne kaufen“²⁵¹ wird aber deutlich, dass sich Jelinek wohl eher auf den machtgierigen Alltag bezieht. In Büchners „Leonce und Lena“ gibt es eine sehr ähnliche Passage, die diese Annahme unterstreicht: „Ach Herr, was ich ein Gefühl für die Natur habe! Das Gras steht so schön, dass man ein Ochs sein möchte, um es fressen zu können, und dann wieder ein Mensch, um den Ochsen zu essen, der solches Gras gefressen.“²⁵² Die Ähnlichkeit der beiden Textpassagen ist kein Zufall, sie dokumentieren, wie Menschen sich eben nichts „versagen“, indem sie sich jeder Situation entsprechend anpassen, wie es für sie eben am günstigsten ist. Dieser hedonistische Zug basiert lediglich auf materiellem Besitz, was Jelinek wohl als menschliche Grundeinstellung sieht und aufdeckt, denn sogar krankes Vieh wird zu besten Preisen zu veräußern versucht. Zugleich basiert das Zitat aus „Leonce und Lena“, das Jelinek für ihre Aussage Vorlage war, auf einem sich stetig wiederholbaren Ereignis, das Jelinek mit dem Lauf und der Wiederholbarkeit der Geschichte gleichsetzt: Das Gras steht in vollem Grün, der Ochse frisst es, dieser wird vom Menschen gefressen, der wird nach dem Tod wieder zu Erde, diese zu Gras etc. Diese Geschichtsauffassung bezieht sich natürlich auch auf die deutsche und österreichische Vergangenheit während des Nationalsozialismus. Durch ihre Thematisierung bzw. Benennung wird davor gewarnt, dass sich dieses dunkle Kapitel der österreichischen und deutschen Geschichte jedoch jederzeit wiederholen könnte. Doch in der Benennung liegt auch gleichzeitig die Hoffnung, dass durch ihre Aufzeichnung bzw. Thematisierung, eine Änderung möglich wird, wie der weitere Verlauf der Rede zeigt:

Hat der Student, um äußerste Korrektheit in der Auflistung des Übermuts der Ämter und ihrer Beamten bemüht, bemerkt, dass alles, was man über die Dinge sagen kann, von diesen nur entfernt? Hat er sich absichtlich entfernt, um eine möglichst große Wegstrecke zwischen das Denken und seine Ausführung zu bringen, eine Strecke, die später nicht mehr überwunden werden könnte? Hat er gehofft, dass alles ins Leere wegbrechen würde, wenn er möglichst präzise sagte, das war so und so, der hat das und das gemacht? Nur damit nicht mehr als das gemacht würde? Und doch: dass einmal Dinge getan werden würden, die nicht gedacht und nicht beschrieben werden können – hat er das im voraus gedacht, damit es nicht gemacht würde?²⁵³

²⁵¹ Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde..

²⁵² Büchner, Georg: Leonce und Lena. In: Pörnbacher Karl; Gerhard Schaub u.a. (Hgs.): Georg Büchner. Werke und Briefe. Münchner Ausgabe. 6. Auflage. München: Deutscher Taschenbuch Verlag: 1988, S. 162.

²⁵³ Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.

Jelineks Aussage über Büchners Denken trägt sowohl Hoffnung als auch Furcht in sich. Sie redet über die Hoffnung, durch Benennen auch etwas bewegen zu können, nicht nur Situationen und Umstände, sondern darüber hinaus auch ganze Verhältnisse und dennoch bleibt da die Furcht, dass sich trotz Benennung nichts verändern lässt, weshalb die Benennung „versagt“. Benennen heißt in diesem Fall nicht nur Bekanntmachung bzw. Konstruktion einer Möglichkeit, sondern auch Einmischung und somit der Versuch zur Verhinderung einer möglichen negativen Realität, so wie es Büchner versucht hat, so wie es Jelinek immer wieder versucht (abermals identifiziert sich hier Jelinek mit Büchner). Somit basiert Jelineks Hoffnung auch auf dem Modell des revolutionären Einmischens. Man muss sich (als Dichter) einmischen, weil es so sein muss, damit etwas benannt wird, das vielleicht dazu führt, dass es erst gar nicht passieren kann oder nicht (mehr) passieren wird und daher etwas auszulösen vermag. Die Folge davon ist, dass aus dem Dichter ein „Revolutionär“ wird, und genau das verbindet Jelinek mit Büchner. Jelinek hierzu in einem Interview mit dem Printmedium „Rheinische Post“:

Einerseits weiß man: Man muss sich einmischen, weil die Verhältnisse unerträglich sind – obwohl sie längst nicht mehr so unerträglich sind wie zu Büchners Zeiten. [...] Auf der anderen Seite aber ist da dieser – wie Büchner es nennt – „schreckliche Fatalismus der Geschichte“. Man weiß, dass man nichts ändern kann [...]. Das ist dieser seltsame Widerspruch: dass man etwas ändern muss, ohne wirklich daran glauben zu können, dass sich etwas ändern kann.²⁵⁴

Jelineks Rede bleibt konstant politisch, auch wenn das aufgrund ihres Veröffentlichungsmodus als Rede im Verborgenen bleibt: Denn mit dem Vortrag dieser Rede benennt sie und mischt sich eben dadurch ein und erfüllt so genau jene Erwartungshaltungen nach einer politischen Positionierung, die man bei Jelinek immer erhofft.

Mit der Montage eines Zitats aus Büchners „Dantons Tod“ fährt Jelinek fort: „Deine Lippen haben Augen.“²⁵⁵ Was sagt das? Es sagt etwas, das nicht ist, und daher erst recht: ist. [...] Aber nicht: erst recht im Sinn von jetzt erst recht, sondern im Sinn von Erst Jetzt! Erst seit der Student diese Worte gesagt hat sind sie wahr.“²⁵⁶ Nebst der

²⁵⁴ Scheller, Wolf: Langsames, unerbittliches Rad der Geschichte. In: Rheinische Post, 17.10.1998, Seite nicht bekannt.

²⁵⁵ vgl. Büchner, Georg: Dantons Tod. In: Pönbacher Karl / Schaub, Gerhard u.a. (Hgs.): Georg Büchner. Werke und Briefe. Münchner Ausgabe. 6. Auflage. München: Deutscher Taschenbuch Verlag: 1988, S. 82.

²⁵⁶ Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.

absichtlich verwendeten Doppeldeutigkeit des Begriffs „recht“ (abermals wird damit auf die Beugung und Brechung von Gesetzen verwiesen) erklärt Jelinek auf eindrucksvolle Weise Büchners „Vordenken“ und macht dieses mit seinen eigenen Worten fassbar. Büchner verbalisiert sein Vordenken über seine Lippen und diese Worte schauen gleich Augen (die Augen sind ja bekanntlich auch der Spiegel der Seele) in die Zukunft und machen das für andere sichtbar, was nicht gedacht werden kann und dennoch passiert und deshalb erst recht wahr ist – im Sinne von erst jetzt. Mit dem Inhalt dieser Aussage fährt Jelinek auch fort, ergänzt sie mit weiteren Anspielungen aus „Dantons Tod“ (was erneut Jelineks politische Gesinnung widerspiegelt) und deckt erneut die generelle Beliebigkeit der Sprache auf, in der alles „[...] möglich ist, das was gedacht und dann gesagt wird, was gesagt und dann gedacht wird und das was sowieso wahr ist“²⁵⁷. Genau an dieser Stelle schließt sich nun der Kreis: Sprache, mag sie bedeuten, was sie immer will, ist Macht über das gefesselte Denken und über das Individuum, besonders für jene, die sich selber nichts versagen.

Jelineks Entlehnungen aus Büchners „Dantons Tod“²⁵⁸ sind aber nicht zufällig gewählt, sondern verweisen vielmehr auf etwas darüber hinaus. Sie sagt: „Erstens – die Uhren gehen, die Glocken schlagen, die Leute laufen, das Wasser rinnt...und das könnten Sie doch ganz leicht sagen, weil es noch wahrer wäre als daß Lippen Augen haben können.“ Hier findet ein indirekter Vergleich statt: Das durative Moment der ersten Beispiele wie „die Glocken schlagen“ oder „das Wasser rinnt“ scheint so angeordnet eben das wiederzugeben, was die Augen und die Lippen Büchners vorsehen: Ein immer gleicher Zustand, der sich eben nicht verändert. Es tritt klar hervor, was Büchner mit dem „schrecklichen Fatalismus der Geschichte“ meint: Die permanente Wiederholbarkeit eines jeden Ereignisses. Da Jelinek ihre Beispiele aus „Dantons Tod“ wählt, öffnet sich aber gleichzeitig noch eine weitere Ebene: In „Dantons Tod“ geht es um den Revolutionsgedanken, der mit dem Tod Dantons stirbt. Daraus lässt sich ableiten, dass laut Jelinek eine Revolution aus folgenden Gründen immer zum Scheitern verurteilt ist: Zum einen ist da diese große Wegstrecke, die zwischen dem Denken und seiner Ausführung liegt, die mittels einiger durativen Vorgänge - „Uhren gehen“, „Glocken schlagen“, „Menschen laufen“, „Wasser rinnt“ - wiedergegeben werden. Zum anderen wird diese Wegstrecke deshalb unüberwindbar, weil sie von Menschen geschaffen

²⁵⁷ Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.

²⁵⁸ vgl. Büchner, Georg: Dantons Tod, S. 132.

wurde, die versagt haben, indem sie sich selbst nichts versagt haben. Genau dementsprechend folgert Jelinek mit einem Wortspiel der homonymen Vokabel „verschieden“: „Und so ist die Revolution auch dahingegangen, sie ist verschieden; jede Revolution ist von jeder andren verschieden, und ihre Vollstrecker sinds auch.“²⁵⁹ Verschieden meint nicht nur Differenz, sondern drückt auch einen Ablebungsprozess aus, der mit dem Begriff „Vollstrecker“ eine inhaltliche Einheit bildet. Wer auch immer die Vollstrecker sind, nach ihrer Tat (Vollstreckung) sind alle gleich, d.h. „erst“ nach dieser sind alle gleich. Damit wird jene markante Erkenntnis, die bereits den Redebeginn bestimmt hat, wieder aufgenommen und ergänzt: „Werden die Menschen gleicher, wenn ihnen andre gleich sind im Namen der Gleichheit? Das wird aber eine schöne Gleichenfeier geben, mit Bäumchen am First!“²⁶⁰ Die Mehrdeutigkeit von „verschieden“ wird nun in die Mehrdeutigkeit von „gleich“ (zum einen in der Bedeutung von „ident“, zum anderen im Sinne von „gleichgültig“) überführt. Dies geschieht in voller Absicht: Wie „verschieden“ man zu Lebzeiten auch gewesen sein mag war, im Tode sind doch/erst alle gleich:

Mit dem Austriazismus der „Gleichenfeier“ meint die permanent mit Lautmalereien spielende Sprach- und Ideologiekritikerin nicht nur das gesellige Ritterfest, sondern auch die in der Revolutionszeit zelebrierte, phonetisch in der „Gleichenfeier“ enthaltene „Leichenfeier“ unter dem Galgen oder der Guillotine. Erst im Tode sei die absolute Gleichheit aller Menschen verwirklicht, was freilich nicht über die soziale Ungleichstellung des Lebenden hinwegtäuschen könne, wie schon Büchner [...] erkannt hat.²⁶¹

Mit dieser Rückbesinnung auf den Anfang ihrer Rede scheinen sich die mehrgliedrigen und losen Hauptteile zu einem Gesamten zu schließen und erhalten trotz der strukturellen Formlosigkeit der Rede eine kohärente inhaltliche Form. Dieser letzte abstrakt gehaltene Rückblick richtet sich vermutlich gegen Jelineks Intention - beinahe wie ein biblisches Sinnbild: Aus Staub sind wir gemacht, zu Staub kehren wir zurück.

Redeschluss: Büchners literarische Technik und Jelineks Appell

Mit der Beschreibung der literarischen Technik Büchners beginnt ein neuer Abschnitt der Rede, die auf dem Prinzip der Demaskierung und Montage, also genau auf jenem

²⁵⁹ Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.

²⁶⁰ Elfriede Jelinek: ebd.

²⁶¹ Dietmar Goltschnigg: Georg Büchner und die Moderne. Texte, Analysen, Kommentar, S. 71.

Verfahren basiert, mit welchem auch Jelinek arbeitet: Der Student Büchner habe sich „[...] von andren ein wenig Sprechen genommen, das bereits vorhanden war, weil es ihm dort hineingepasst hat, wo er es für sein Sagen gerade gebraucht hat. Dann hat er dieses fremde Sprechen in seins hineinmontiert, hat die Löcher damit gestopft und neue gemacht, damit noch mehr als alles, was er wusste, darin enthalten sein sollte“²⁶². Aus dieser Ausdrucksform Büchners resultiere quasi ein Sprach- und Gedankenüberzug, an dem nun entweder fest herumgewaschen werde, oder welches - im Falle Jelineks - als ein sanftes Ruhekissen für das Gewissen fungiere (es sei angemerkt, dass Jelinek vermutlich Büchners Zitate deshalb nicht kursiv markiert, da zum einen auch sie sich der literarischen Technik der Montage bedient und dass zum anderen Büchners Gedanken Spiegel ihrer eigenen sind und somit nahtlos in ihren Text eingebaut werden können). Mit der Doppelsinnigkeit von „Bezug“ („Stoffbezug für ein Kissen“ vs. „inhaltliche Verbindung“) findet eine fast sprichwörtliche Aktualisierung statt: Büchners Sprache und Büchners Denken passen auch in die heutige Zeit, sind somit eigentlich zeitlos und damit unerreichbar, man möchte fast behaupten bezugslos. Dennoch kann dieses Waschen gleichwohl als Reinwaschen verstanden werden: Sich von Büchners (und daher auch von Jelineks) Denken und Sprache reinwaschen, so wie es immer geschehen ist.

Obwohl auch Jelinek gemäß dieser Montagetechnik Büchners arbeitet, aber an der Macht und Sprache Büchners gemessen alles nur „Weichgespültes“ sei, übt sie nun vor dem versammelten Publikum Selbstkritik und entschuldigt sich für ihre Arbeit: „Ich kritisiere mich hier vor vielen Leuten, denn ich will immer, dass gültig ist was ich sage. Der Student hat das auch gewollt, aber er hat es wirklich gewusst, nicht nur gemeint und dann darüber geurteilt.“²⁶³ Der Unterschied zwischen ihr selbst und Büchner liegt also darin, dass Jelinek gar nicht weiß, ob das, was sie schreibt, wahr ist und sie demzufolge anderen Falsches vorschreibt.

Diese „vermeintliche“²⁶⁴ Kritik ihrer Arbeit und ihrer Person selbst gegenüber führt aber genau dazu, dass Jelinek aufgrund ihrer Ehrlichkeit dem Bild des „vir bonus“ [sic!] gerecht wird. Ihre Tugendhaftigkeit und gerade ihre Unterordnung in Bezug auf den Preispatron macht dies möglich, darin liegt nun Jelineks Vorbildcharakter. Dies geht

²⁶² Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.

²⁶³ Elfriede Jelinek: ebd.

²⁶⁴ Ihre Kritik wirkt einerseits ehrlich, andererseits ist eine solche Verkleinerung typisch für Elfriede Jelinek. Es geschieht immer wieder, dass sich Jelinek selbst (häufig in Interviews) z.B. als „unwissend“ oder „wenig intelligent“ bezeichnet.

auch aus einem unmittelbar nach der stattgefundenen Preisübergabe hervor, in welchem Jelinek angibt, dass jede Annäherung an Büchner eine Anmaßung wäre, und sie sich nicht in einem Atemzug mit ebendiesem zu nennen wage.²⁶⁵ Gleichzeitig setzt Jelinek durch diese Unterordnung ein klares pathetisches Moment ein, welches meist im Schlussteil einer Rede eingesetzt wird.

Und genau so verhält es sich auch hier: Jelineks Rede nähert sich dem Ende und der Schlussteil verläuft entgegen üblicher Jelinekscher Manier spürbar pathetisch – und das frei von jeglichen Hintergedanken. Jelineks Bewunderung für Büchner wirkt von Grund auf ehrlich und nur deshalb wirkt das Pathos tatsächlich echt und uneigennützig. So fragt sie – sich auf den Redeanfang besinnend – , wann nun endlich jener Brief geliefert werde, der den Studenten beschreibe. Mit dem Brief meint sie natürlich den Steckbrief des Studenten, der eben nur Äußerlichkeiten angibt und nicht ins Innere Büchners sieht, weshalb er dieses singuläre Genie unmöglich beschreiben kann, das seinesgleichen bis in die Gegenwart vergeblich sucht. Darum kann Jelinek nur eines tun:

Na, ich jedenfalls baue jetzt einen großen schönen Gemeinplatz, nämlich dass ein Genie oft jung stirbt, aber zu diesem Zeitpunkt bereits, früh, vollendet ist, merke, dass der Platz schon vergeben ist, nun, so stelle ich dort wenigstens, natürlich vergeblich, eine Sandkiste für die Kinder auf, die mir das nach- sprechen sollten, mehr kann ich wirklich nicht tun.²⁶⁶

In Jelineks Worten liegt erneut Hoffnung: Wenn sich die Geschichte schon wiederholen kann, so besteht zumindest die Möglichkeit, dass eben diese Geschichte wenigstens wieder ein Genie wie Büchner hervorbringt. Mittlerweile bleibt Jelinek nur der Weg, den Kindern so früh wie möglich über Büchner zu erzählen, damit diese das Erzählte zumindest nachsprechen können. So würde Büchner einerseits nicht vergessen und andererseits schaffe das Nachsprechen die Möglichkeit des Überdenkens des Erzählten. Zum ersten Mal lässt sich an dieser Stelle eine direkte Ansprache an das Publikum erkennen. Es ist ein Appell an die Versammelten, an all jene, die diese Rede hören. Das dialogische Moment tritt hier klar hervor, die Rede befindet sich hier auf einem ganz persönlichen, emotionalen Höhepunkt, gleicht fast einer Bitte. Nun ist es allerdings so, dass sich die Kinder in der Sandkiste bereits kurz nach dem Aufstellen mit ihren Schaufeln schlagen, „[...] weil ihnen dieser Gemeinplatz jeweils allein gehören soll

²⁶⁵ vgl.: Wolf, Scheller: Langsames, unerbittliches Rad der Geschichte, Seite nicht bekannt.

²⁶⁶ Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.

[...]“²⁶⁷. Dies ist natürlich erneut eine Anspielung auf den „Fatalismus der Geschichte“ und die Angst vor der Wiederholung der Geschichte kann auch durch die Kinder - als neue Generation - nicht ausgeräumt werden, da diese Kinder schon bald sowohl um die Vormachtsstellung in der Sandkiste als auch um den völligen Besitz derselben streiten, also das Nachsprechen nicht gehört haben („gehört“ einmal im Sinne von „hören“, das andere Mal im Sinne von „besitzen“). Die Kinder versagen bereits im frühen Alter, weil sie sich selbst nichts versagen. Dennoch gibt es ein „andres Kind“, das mit seiner Schaufel ebenfalls hineinfahren will, um eine ordentliche Portion aufzuladen. Die Hoffnung stirbt zuletzt. Wieder setzt Jelinek an und hofft auf ein andres Kind, ein Kind, das eben eine ganze Portion auflädt und sich nicht am Streit beteiligt. Dieses andre Kind kann aber äußerlich nicht von den anderen Kindern unterschieden werden. Es ist eben „nur“ ein Kind. Genauso wie der Sand: „Es ist aber immer nur Sand: Weich wie Sprache. Hart wie Sprache.“²⁶⁸ Nicht entscheidend ist das Äußere, sondern vielmehr das, was im Verborgenen liegt, das Gute im Kind. Sein Denken, seine Sprache, sein Fühlen – entweder hart oder weich. Vielleicht ist es auch ein Genie, sein Denken und seine Sprache werden es weisen. Jelineks Rede endet mit der Frage, ob sie etwa dieses Kind sei. Ihre Antwort fällt genauso knapp wie deutlich aus: „Leider habe ich zuwenig drauf!“²⁶⁹ Damit spielt sie natürlich einerseits auf die Sandmenge ihrer Sprachschaufel an, andererseits auch erneut auf die Unerreichbarkeit (und Einzigartigkeit) Büchners. Mit dieser Verabschiedung würdigt sie nicht nur Büchner, sondern hinterfragt einmal mehr den wichtigsten Literaturpreis im deutschsprachigen Raum in seiner Funktion. Denn wie kann dieser Preis bzw. wie können seine Preisträger seinem Namenspatron angemessen sein, wenn man diesem bestenfalls nachsprechen, aber nie gerecht werden kann.

4. Übersicht

Jelinek dokumentiert in ihrer (Tadel-)Rede die Person und Geschichte Büchners, ohne ihn explizit namentlich zu erwähnen. Sie zeigt auf, was ihm widerfahren ist, welches Vermächtnis bzw. „Vermögen“ er trotz seines kurzen Lebens hinterlassen hat und wie

²⁶⁷ Elfriede Jelinek: ebd.

²⁶⁸ Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde.

²⁶⁹ Elfriede Jelinek: ebd.

mit diesem umgegangen wurde und verfahren wird. Jelinek schlüpft dabei in die Rolle seiner Verteidigerin; eine weitere Annäherung zwischen ihr und Büchner kann trotz mehrmaliger Vergleiche (und Gleichsetzungen) nicht stattfinden, da jede Gleichsetzung mit ihm, laut Jelinek, eine Anmaßung ist. Die Rede ist politisch und stark von der Person und den Gedanken Jelineks gefärbt. Ganz im Sinne des Titels der Rede „Was uns vorliegt. Was vorgelegt wurde“ deckt Jelinek mit dieser Büchner-Chronologie einerseits historisch und politisch Verdrängtes auf und aktualisiert es, indem sie es mit gegenwärtigen Ereignissen vergleicht, womit sie (auch) Rechtsverstöße und Integritätsverletzungen entlarvt. Andererseits kritisiert Jelinek gemäß des Redetitels ununterbrochen sowohl die Macht der Sprache als auch deren Beliebigkeit. Die stark synthetisch-essayistische, dabei wenig chronologisch verlaufende Beschreibung ist konsequent mit sprachlichen Doppel- und Mehrdeutigkeiten durchsetzt und ist deshalb (beim ersten Hören) nur schwer erfassbar.

5. Epideiktische Bedeutung

Jelineks Text „Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde“ wurde von ihr selbst im Anschluss an eine Laudatio und innerhalb einer Festredensituation gehalten. Da Jelinek zudem einmalig den Preis als solchen erwähnt – wenn auch nur aus finanzieller Sicht – kann der Text als Preisredentext betrachtet werden. Einer weiteren Klassifizierung des Textes als Preisrede sperrt sich der Text allerdings. Aufgrund seiner Form, seines verästelten Aufbaus und inhaltlichen Komplexität nähert er sich der Textgattung des Essays an. Daraus mag sich auch erklären, warum der Text, entgegen dem Bestreben und den Richtlinien einer Preisrede, bei einmaligem Hören kaum verständlich ist. Dass ein Essay „zweckentfremdet“ und als Preisredentext eingesetzt wird, ist natürlich ein legitimes und zuweilen auch gängiges Verfahren, auch wenn dabei gleichzeitig berücksichtigt werden muss, dass dadurch die Aufnahme und das Verständnis des Textinhaltes verloren gehen kann. Natürlich kann dahinter möglicherweise auch die Absicht stecken, den Zuhörer so zum Nachlesen des Textes zu zwingen. Voraussetzung ist hierfür das Interesse am Text und seinem Inhalt, was Jelinek mit ihrer Rede insofern erreicht, als dass sie den Redehalt völlig vom Preisprocedere abstrahiert und von Beginn an alle Erwartungshaltungen enttäuscht, indem ihre Rede nicht mit Dank, sondern mit Tadel beginnt und diesen Ton konsequent beibehält. Jedoch, und das ist

wesentlich, bricht Jelinek mit ihrer Rede nicht nur das positive oder affirmative Moment einer Preisrede, indem sie tadelt, sondern sie enttäuscht aufgrund der Dichte und Formlosigkeit auch alle Kritiker und Erwartungshaltungen ihrem Text und ihrer Person gegenüber. Ihre Rede macht sie, und das nicht nur während des Vortrags selbst, unantastbar, es scheint unmöglich, eine printmediale Debatte aufgrund dieses Textes (fast analog hierzu verhält sich der Jurybescheid anlässlich Jelineks Wahl) zu entfachen, die immer in einem Diskurs um ihre Person enden würde. Das führt dazu, dass Jelinek sprichwörtlich ihren mehrfach gewünschten Frieden und ihre geforderte Ruhe erhält. Der Redetext enttäuscht und lenkt ab, nicht nur vom Inhalt, sondern – wenn nicht gar primär - von der Person Elfriede Jelinek, obwohl ihre Person den Text, trotz der mehrmaligen Selbstreduzierungen, sowohl definiert als auch dominiert. Dies zeigt sich in den Rezensionen, welche die Rede erhält: Es gibt nach der Preisrede selbst weder eine Auseinandersetzung mit dem Text noch eine besondere Auseinandersetzung mit der Person Elfriede Jelinek. Dass sich auch die Form und Struktur des Textes ändert und so eher der Textklasse des Essay zuzuordnen ist, kann als Absicht bzw. intentionaler Versuch, die Form der Rede vollständig zu destruieren, interpretiert werden. Wird der Text aufgrund der Leistung seines Inhalts bewertet und die Form ausgeklammert, so widmet sich Jelinek fast ausschließlich und leidenschaftlich dem Preispatron, den sie jedoch nie beim Namen nennt. Damit hinterfragt sie natürlich und unmissverständlich die Funktion des Georg-Büchner-Preises per se, indem sie den Fokus auf die eigentliche Hauptperson, die hinter dem Preis steht, richtet und nur dieser Beachtung schenkt, den Preis selbst aber völlig aus ihrer Schilderung ausklammert und ihm lediglich einen finanziellen Nutzen attestiert.

Sie benutzt Büchners Worte, als wären es ihre eigenen (es fehlen die Zitate), erzählt seine Leidensgeschichte (tadelt jene, die sein Leiden vergrößert haben) und würdigt Büchner als singuläre Erscheinung innerhalb der literarischen und kritischen Welt. Nichts könnte eigentlich der Epideiktik und Festredensituation mehr entsprechen als diese rednerische Vorgehensweise, doch findet auch hier eine Brechung statt, die als epideiktische Leistung zu werten ist: Jelinek widmet sich Büchners Geschichte und anhand dieser zeigt sie gleichzeitig mehrere sowohl gegenwärtige als auch vergangene Verletzungen und Verbrechen auf und aktualisiert sie, sodass sie keiner Verfallszeit unterworfen werden (können). Mit dieser Technik schält sie die Person Büchner aus dem Kontext einer höher gestellten Person, einer *persona grata*, heraus (dies wird auch durch die fehlende Nennung Büchners ermöglicht) und stellt damit sein Einzelschicksal

als das Schicksal eines jeden dar, eines Menschen, der sich kafkaesk einer höheren Instanz beugen musste. Dabei ist ihm so viel Unrecht widerfahren, dass er erkrankte - ohne Möglichkeit auf Rehabilitierung. In diesem Sinne spricht Jelinek für den „kleinen Mann“, wird Sprachrohr für Unterdrückte, „Randgruppen“ und all jene, die einfach keine Möglichkeit einer (breiten) Artikulation (mehr) haben. Hierbei ergibt sich für Jelinek offenbar auch die primäre und zugleich einzige, zutiefst soziale Funktion des wichtigsten deutschen und damit eines jeden Literaturpreises (unabhängig von seiner Dotierung), die in der Rolle bzw. Möglichkeit des kritischen Sprachrohrs – zur Aufdeckung von historischen Lügen und Artikulation von Unrecht – besteht.

IX. Resümee

Innerhalb dieser Arbeit wurden mehrere eine inhaltliche Einheit ergebende Themengebiete behandelt. Der erste große Abschnitt widmet sich der Rhetorik und der Charakterisierung der Festrede/Epideiktik (Kapitel II-V). Der zweite Abschnitt besteht aus den Preisreideanalysen Elfriede Jelineks (Kapitel VI-XIII).

Das erste Kapitel befasst sich mit dem großen Feld der Rhetorik, deren Behandlung der wissenschaftlichen Einbettung der vorliegenden Arbeit dient. Ohne eine rhetorische Abhandlung hätten die Preisreden Elfriede Jelineks nicht analysiert werden können. Unter Rhetorik versteht man die Redelehre bzw. Redekunst, die in Theorie (Redekunst) und rednerische Praxis (angewandte Rhetorik) gegliedert wird. Sie erzeugt Texte mit einer spezifischen Wirksamkeit, in deren Mittelpunkt die Persuasion steht. Um diese Überzeugung zu erreichen, wurden mehrere Stilmittel, Wirkziele und Stilebenen vorgestellt. Ebenso wurden die drei wichtigsten Redegattungen (Gerichtsrrede, lat. *genus iudiciale*; Beratungsrede/Politikerrede, lat. *genus deliberativum*; Festrede/Epideiktik, lat. *genus demonstrativum*) erläutert, die allesamt durch denselben Aufbau (Einleitung, Erzählung, Beweisführung und Schluss) charakterisiert sind.

Das zweite Kapitel widmet sich explizit der dritten Redegattung, der „Festrede/Epideiktik“, da die Preisrede ebendieser zugeordnet wird, jedoch einer exakten Definition bisher harrte. Dies wurde innerhalb dieser Arbeit versucht

nachzuholen. Ebenso wurde die Redegattung von allen möglichen Seiten beleuchtet, es wurden positive wie auch negative Strömungen und Leistungen bez. der Festrede/Epideiktik zusammengetragen, was eine klare Strukturierung und Erklärung dieser Redegattung ermöglicht.

Während die beiden Redegattungen „Gerichtsrede“ und „Beratungsrede/Politikerrede“ nur aus jeweils einer Redeart – gemäß ihrer Betitelung – bestehen, werden der Festrede alle möglichen Reden („Ode“, „Laudatio“, „Leichenrede“ etc.) subsumiert. Dies macht sie zu einer zwar großen, aber immer ähnlich strukturierten Gattung ohne großen inhaltlichen Freiraum, da sie immer nur zu bestimmten Anlässen – Festen – gehalten und diesen „positiven“ Ritualen angepasst wird und ihnen Rechnung tragen sollte. Ihre Erscheinung wird durch den festlichen Charakter, der inszenierten Übereinkunft von Menschen, bestimmt. Hierdurch kann auch erklärt werden, warum die Festrede im Grunde für die Wissenschaft von geringem Interesse sein dürfte: sie ist zu harmlos. Auf den ersten Blick mag das auch nicht von der Hand zu weisen sein, da ihr Grundtenor affirmativ ist, sie setzt sich nicht mit Strittigem auseinander. Sowohl ihr Redehalt als auch ihr Redeaussgang sind vorbestimmt und a priori klar, das Publikum erwartet schöne Reden ohne Aufforderung zum Disput, wofür auch das monologische Moment der Festrede bürgt. Jedoch kann die ihr attestierte Harmlosigkeit durchaus trügen. Werden die bisher aufgezählten Charakteristika der Festrede nämlich genauer betrachtet, resultieren daraus weiterführende, sowohl negative Funktionen als auch positive Möglichkeiten der Festrede, die alles andere als friedlich bzw. harmlos sind.

Wenn es sich auch so verhält, dass der Ablauf einer Festrede im Vorhinein feststeht, also eine allgemeine öffentliche Akzeptanz der Feier vorliegt und sich das Publikum eine schöne Rede erwartet, diese auch mit Affirmation quittiert, so kann der Inhalt des Festredentextes trotzdem nicht nur „Harmloses“ vermitteln, sondern auch versteckte Ideologie. Dies macht die Festrede gefährlich und natürlich auch mächtig. Nur zu gut kennt man die Bilder der Festredenakte in der Nationalsozialistischen Ära.

Was dabei allerdings nicht übersehen werden kann, ist, dass hinter der Festredensituation jemand stecken muss, der sowohl das Fest als auch seinen Anlass ins Leben ruft. Dies ist meistens die herrschende und tonangebende Bürgerschicht, die sich einerseits mit dem Fest präsentiert und natürlich daraus auch einen Nutzen zieht, der unter anderem in einem Ideologietransport münden kann. Dabei, und das ist entscheidend, wirkt dies Festrede sogar zähmend. Die einfachste Form, um das Publikum von etwas zu überzeugen, ist die Festrede, die ja in der Regel von einer

Persönlichkeit gehalten wird, die innerhalb der Festversammlung einen besonderen Status einnimmt und vorrangig für das Publikum spricht, zumal das Publikum sich in den Worten erkennen und seine Anliegen bestätigt wissen soll. Dies kann auch mittels Manipulation erfolgen. Die Festredensituation wirkt in den meisten Fällen positiv, schließlich wird eine Person oder ein Ereignis gefeiert. Indem das Publikum erscheint, unterstützt und bejaht es damit sowohl die Intention und die Interessensgemeinschaft des Festes sowie den politischen Zustand selbst, obwohl die Versammelten das mit ihrem Erscheinen vielleicht gar nicht beabsichtigen bzw. intendieren. Und in diesem Sinne wirkt diese von außen provozierte Situation auf die Versammelten schlichtweg „zähmend“.

Bezieht man dies auf die Preisrede selbst, also auf jene Reden, welche gemäß der vorliegenden Arbeit anlässlich der Verleihung eines Literaturpreises gehalten werden, so hieße das für den Preisredner, er könnte mit seiner Preisrede trotz kultureller und damit einhergehender intellektuell erforderlicher Basis der Festversammlung nicht frei reden, er müsste der Veranstaltung gerecht werden und diese mit seinem Text unterstützen. Diese Annahme wird durch die Lektüre bzw. Nachlese der meisten Preisreden auch tatsächlich bestätigt, wenn diese auch zum größten Teil frei von Ideologie- oder Manipulationsmoment sind. Die meisten Preisredner bedanken sich (zuweilen überschwänglich) für den Preis, ihre Reden sind voll des Lobes für die Preisveranstaltung, die Auszeichnung und den Preispatron. Das Publikum versammelt sich, um die Wahl des Literaten zu unterstützen und erwartet sich natürlich für sein Erscheinen eine Honorierung in Form einer schönen Rede. Dabei spielt das Gefühl, dass die Versammelten (sogar) selbst an der Wahl des Preisträgers beteiligt oder sogar unabkömmlich sind; es kommt ihnen also eine große Rolle zu, schließlich kann das Fest erst durch ihr Kommen stattfinden. In Summe wirkt die gesamte Situation vom Grundtenor her positiv und auch der Preispatron muss der Versammlung und seinen Kriterien – meist ungefragt – zustimmen bzw. bejaht mit seinem Namen die Satzung und Vergabekriterien des Preises sowie die Zusammensetzung der Jury und die Wahl des Preisträgers. Dadurch wirkt sowohl das Ereignis als auch die im Namen des Preispatrons gehaltene Rede, in der Tat zähmend und affirmativ; die Preisverleihung kann deshalb auch in immer gleichen Abständen stattfinden, wobei in der Wiederholbarkeit und regelmäßigen Inszenierung ein weiteres Mal eine Form von Zähmung liegt. Brechungen dieser Grundzüge sind zwar unerwünscht, finden aber dennoch statt. In erster Linie kann das Publikum aufgrund der Preisträgerwahl oder

seiner Rede protestieren und den Saal verlassen. Dies passiert aber wohl sehr selten, obwohl solch ein Zwischenfall natürlich einen eindeutigen Effekt hätte. Des Weiteren können natürlich auch die Medien unmittelbar auf die Veranstaltung reagieren und sich sowohl mit den Vergabekriterien als auch mit der Juryzusammensetzung und der Preisträgerwahl nicht einverstanden zeigen und somit das Ereignis stören. Die Frage bleibt aber, inwieweit die Medien tatsächlich frei, ehrlich und unabhängig agieren (können). Hinter negativen Schlagzeilen können die Preisveranstalter, der Verlag, der Autor selbst und auch Einzelpersonen stehen, wobei jeder auf seine eigenen Interessen bedacht ist. So ist bekannt, dass sich sowohl Auszeichnungen als auch negative Kritiken auf die Buchverkäufe eines Autors sehr günstig auswirken.

Ein weiteres Mittel zur Störung der Festsituation und den Erwartungen ihr gegenüber stellen die Preisträger und ihre Rede selbst dar. So kann der Autor z.B. zur Preisverleihung einfach nicht erscheinen (wie es Elfriede Jelinek bei der Nobelpreisverleihung 2004 vorgezogen hat), er kann den Preis ablehnen (wie Jean-Paul Sartre als Preisträger des Nobelpreises 1964 oder Peter Handke, der gleich mehrere Preise oder das Preisgeld refundiert hat²⁷⁰) oder er kann die Preisrede weit öffnen, ihren zähmenden, a-diskursiven und affirmativen Charakter brechen und mit völlig anderen Funktionen „beerben“.

Diese Möglichkeit der „Beerbung“ (im Sinne von Ersetzung oder Austausch, z.B. mit subversiven Mitteln) und Brechungen werden anhand der Analysen der Preisreden Elfriede Jelineks, die den zweiten großen Arbeitskomplex umfassen, behandelt und sichtbar gemacht. Die drei nach Dekaden und literarischer Wichtigkeit ausgewählten Preisreden Elfriede Jelineks (Roswithapreis „Rede einer Feministin“ 1978, Heinrich-Böll-Preis „Auf den Waldheimen und auf den Haidern“ 1986 und Georg-Büchner-Preis „Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde“ 1998) wirken jeglicher festlicher Gesinnung entgegen und destruieren konsequent alle inhaltlichen und formalen Erwartungshaltungen. Ehrliche und aufrichtige Dankesworte oder Begrüßungsformeln werden in allen drei Reden vergeblich gesucht, damit klammert Jelinek einerseits ein Publikum, andererseits den Preis samt Festsituation beharrlich aus. Dies provoziert die Frage nach der Sinnhaftigkeit der Literaturpreise per se. Diese Vorgehensweise ist insofern bemerkenswert, da Jelinek 1978 bei der ersten großen Literaturprämierung am Anfang ihrer Karriere stand und im Grunde mehr zu verlieren als zu gewinnen gehabt

²⁷⁰ Telefonat zwischen Zink Marko und dem Verlag Jung und Jung. Wien, 12.1.2007.

Peter Handke hat sowohl den Anton-Wildgans-Preis 1985 als auch den Heinrich-Heine Preis 2006 abgelehnt; das Preisgeld für den 1973 erhaltenen Georg-Büchner-Preis hat er 1999 refundiert.

hätte. Auch inhaltlich spielt in allen drei Reden weder der Preis noch die Situation eine Rolle. Im Gegenteil: Im Mittelpunkt stehen politische, gesellschaftliche und sprachkritische Themen. Entscheidend ist hier die sprachliche Vorgehensweise, da Jelinek auf die aktive Persuasion weitgehend verzichtet. Sie versucht weder zu überreden noch zu überzeugen. Manipulation bzw. Ideologietransport interessieren sie nicht, sie übernimmt vielmehr Aufklärungsarbeit, entwirft Gegendarstellungen und stellt ihre Beweise als gegeben dar [sic!]. Diese Darstellungen entfachen allerdings (gewollt) eine Diskussion – sowohl direkt im Anschluss an die Rede als auch in der weiteren Folge in den Medien. Dabei akzeptiert sie, Zielscheibe von Hohn und Spott zu werden, ihre Sonderstellung innerhalb der literarischen und gesellschaftlichen Welt zu riskieren. Immer wieder kritisiert sie die politischen Verhältnisse Österreichs scharf, räumt mit falschen, geschichtlichen Beschreibungen auf und dokumentiert, wie es tatsächlich ist und war. Die Eigenart ihrer Vorgehensweise sind dabei der Stil und die Methode: Sie hält zwar eine Preisrede, entlehnt aber Charakteristika der Politischen Rede und vor allem der Gerichtsrede. Hierdurch stellt sie den sicheren Redegegenstand der Festrede zur Diskussion: In den letzten Redeklassen sind die Redegegenstände nicht sicher, das heißt, der Ausgang der Rede ist ungewiss. Somit ist der Raum für einen Diskurs geschaffen. Der Preisrede ist dieses Merkmal im Grunde nicht eigen, in ihr soll nichts Strittiges behandelt werden. Bei Jelinek verhält sich das völlig konträr. Bester Beweis ist die in dieser Arbeit untersuchte Heinrich-Böll-Preisrede, in der Jelinek Österreichs Opferrolle während des Nationalsozialismus nicht nur hinterfragt, sondern zunichte macht und Österreichs Beteiligung an den Verbrechen der Nationalsozialisten klar und öffentlich ausweist. Jelineks Beschreibungen verzichten fast vollkommen auf den typischen pathetischen und geschmückten Sprachstil der Festrede. Ihre Ausführungen sind zwar emotional, ihre Person ist deutlich spürbar, doch im Zentrum stehen die Belehrung und eine einfache Narration, die ihrerseits die Erzählung als einfach gegeben hinstellen. Durch diese Stileigenarten wirken die Reden erdrückend und provozierend, das Publikum wird gezwungen, den Reden zuzuhören. Affirmation kann aber auch in Jelineks Reden nachgewiesen werden, sie wird jedoch auf völlig gegensätzliche Art und Weise wie sonst bei Festreden erreicht: Nicht das Fest und die Preissituation wird bejaht, sondern Jelinek hofft auf und ermöglicht in der Tat eine Zustimmung hinsichtlich des vorgetragenen Redeinhalts. Dies zeigt sich deutlich sowohl in der Reaktion auf den Roswithapreis als auch in jener auf die Heinrich-Böll-Preisrede: Das Publikum klatscht und spendet Beifall.

Ein weiteres wesentliches Merkmal für die Eigenart von Jelineks Preisreden ist ihre Funktion als Sprachrohr. In jeder Rede spricht Jelinek für all jene, denen eine Artikulation verwehrt bleibt. In der ersten Rede, so zeigt die Analyse, thematisiert sie die Ungleichstellung zwischen Mann und Frau. Sie wird ein feministisches Sprachrohr und vermittelt gleich einem wissenschaftlichen Vortrag die Sichtweisen und Aussichten des weiblichen Geschlechts, das in die männlich dominierte Welt hinein geboren wird. Es wird aufgezeigt, dass dies natürlich mit Diskriminierung verbunden ist. Jelinek bietet hierbei aber weder einen Gegenentwurf noch einen positiven Ausblick. Es ist so, wie es beschrieben wird. In der Heinrich-Böll Preisrede dokumentiert sie Künstlerschicksale und beschreibt, wie schändlich Österreich mit seinen Künstlern umgeht, auf die es aber immer wieder gerne stolz ist, wenn sie ausgezeichnet werden. Die dritte Preisrede – zum Verleihung des Georg-Büchner-Preises – widmet sie fast ausschließlich dem Preispatron selbst. Anhand der Skizzierung seines kurzen Lebens und dem Unrecht, das ihm widerfahren ist, spricht sie nicht nur für und über ihn, sondern wird Sprachrohr für all jene, denen es ähnlich ergeht und die sich gegen höhere Instanzen weder durchsetzen noch verteidigen können und so ihr Schicksal hinnehmen müssen. Jelineks Rolle ist hierbei stark sozial definiert. Diese letzte Rede, die auch eminent sprach- und gesellschaftskritisch ist, entzieht sich in letzter Konsequenz auch dem Aufbau und der Form einer klassischen Festrede. Ihr durch und durch essayistischer, stark kompensierter Stil überfordert jeden Zuhörer, der daraufhin gezwungen wird, den Redetext in einem späteren Moment nachzulesen, sofern ihm etwas daran liegt. Dies kann durchaus als Absicht gedeutet werden, da Jelinek damit erreicht, dass sie unantastbar wird. Wiederholt hat sie als „grande dame“ der Medien darum gebeten, endlich in Ruhe gelassen zu werden. Dies spiegelt sich auch in der Analyse der Georg-Büchner-Preisrede wieder, in der festgestellt wurde, dass sich Jelinek innerhalb der Rede immer wieder verkleinert (Selbstreduzierung) und nicht wagt, sich in einem Atemzug mit dem Namenspatron zu nennen. Diese leben Verkleinerungsmechanismen tauchen im Übrigen auch in der Nobelpreisrede 2004 auf. Und in der Tat wurden diese beiden Reden öffentlich so gut wie nicht rezipiert.

Diese Verkleinerungsformeln beziehen sich aber nicht nur auf die Person und Autorin Jelinek selbst – mit ihnen wird auch auf die Notwendigkeit bzw. der Sinn eines Literaturpreises generell hinterfragt. Die Georg-Büchner-Preisrede widmete sich ausschließlich Büchner selbst, ohne ihn namentlich zu erwähnen. Die Analyse der Rede zeigte den Mechanismus dahinter: Das Ziel ist es, die Person ohne seinen Namen

greifbar zu machen und auszuklammern. Der Preisakt verliert somit seinen kulturellen Wert. Ähnliches ergab die Analyse der ersten Rede (Roswithapreis): Dieser Preis wird explizit an schreibende Frauen vergeben. Jelineks Frage nach der Sinnhaftigkeit eines solchen Preises ist völlig korrekt, da genau dadurch Frauen, die literarisch tätig sind – also kulturell schöpfen²⁷¹ – als etwas Besonderes gesehen und gewürdigt werden. Demzufolge hätte sowohl die Emanzipation als auch der Preis sein Ziel verfehlt.

Wie aufgezeigt, verbindet die drei untersuchten Reden nur bzw. äußert wenig mit den herkömmlichen Preisreden. Jelinek bricht jede Erwartungshaltung, in letzter Konsequenz wird sogar der typische Redeaufbau ignoriert. Tabus werden gebrochen, um die Sicht auf Neues (oder ewig Altes) bzw. auf eine aktualisierte Form der Vergangenheit freizulegen. Jelinek benutzt die Preisreden, um Gegenöffentlichkeit herzustellen, und befreit sie sowohl aus ihrer Harmlosigkeit als auch aus ihrem möglichen, manipulativen Moment. Jelineks Leistungen sind die subversiven und politischen „Beerbungen“ der Preisrede, mit dem Ziel, sie als Sprachrohr zu verwenden. Dadurch wirken ihre Preisreden und sie als Person zutiefst sozial motiviert und engagiert. Ihre Preisreden (und auch Elfriede Jelinek selbst) stehen für Mut, Umbruch und vor allem für jene Hoffnung, durch Benennung etwas bewegen und möglicherweise zum Guten verändern zu können.

²⁷¹ vgl. Elfriede Jelinek: Rede einer Feministin, S. 21.

X. Literaturverzeichnis

Das Literaturverzeichnis wird in zwei Teile gegliedert, welche die beiden inhaltlichen Schwerpunkte (Rhetorik- und Analyseteil) der Arbeit markieren. Der rhetorische Teil entspricht den Kapiteln I-V (Einleitung; Rhetorik; Das System der Rhetorik; Die Preisrede als Untersuchungsgegenstand; Die Festrede/Epideiktik), der analytische Teil den Kapiteln VI-IX (Elfriede Jelinek: Rede einer Feministin. Rede auf den Literaturpreis Bad Gandersheim 1978; Elfriede Jelinek: In den Waldheimen und auf den Haidern. Heinrich-Böll-Preisrede 1986; Elfriede Jelinek: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde. Georg-Büchner-Preisrede 1998; Resümee).

Diese beiden Verzeichnisse werden jeweils unterteilt in Primär- und Sekundärliteratur, in Nachschlagwerke, (schriftliche/telefonische) Interviews bzw. Emailverkehr, Zeitungsartikel und weitere Werke Elfriede Jelineks. Internetquellen und Aufsätze werden der Primär- und Sekundärliteratur subsumiert. Innerhalb des rhetorischen Teils scheinen einzelne Artikel aus dem Historischen Wörterbuch der Rhetorik unter der Primärliteratur auf, da sie dieser Arbeit als Primärquellen dienten. Gleiches gilt auch für die Primärliteratur des epideiktischen Teils; hier werden jene Werke Georg Büchners aufgelistet, die als Primärquellen dienten.

1. Rhetorik

1.1 Primärliteratur

Eigenwald, Rolf: Harmonie der Harmlosen? Analyse von Festredentexten. In: Ide, Heinz / Bremer Kollektiv (Hgs.): Projekt Deutschunterricht 3. Soziale Fronten der Sprache. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1972/73.

Fuhrmann, Manfred: Die Antike Rhetorik. Eine Einführung. 4. Auflage. Zürich: Artemis&Winkler, 1995.

Glaser, Hermann: Das öffentliche Deutsch. Frankfurt am Main: S. Fischer, 1972.

Glaser, Hermann: Die hohen Worte sind parterre. Wie Deutschlands Festredner in die heimlichen Tiefen der Seele dringen. In: Frankfurter Rundschau (Nummer 199), 29.8.1970.

Kalivoda, Gregor / Zinsmaier, Thomas: Rhetorik. In: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Band 7. Tübingen: Max Niemeyer, 2005.

Kopperschmidt, Josef / Helmut Schanze (Hgs.): Fest und Festrhetorik. Zu Theorie, Geschichte und Praxis der Epideiktik. München: Fink, 1999.

Matuschek, Stefan: Epideiktische Beredsamkeit. In: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch. Band 2. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1994.

Mayer, Heike: Das epideiktische Prinzip. oder: Das Gesetz der Sonntagsrede gilt auch im Alltag. In: RhetOn. Online Zeitschrift für Rhetorik & Wissenstransfer 1/2005. <http://www.rheton.sbg.ac.at/?page=articles§ion=01.05&article=mayer>; eingesehen am 20.11.2006.

Plett, Heinrich F.: Einführung in die rhetorische Textanalyse. 9., aktualisierte und erweiterte Auflage. Hamburg: Buske, 2001.

Spang, Kurt: Rede. Bamberg: C.C.Buchner, 1987.

Ueding, Gert / Steinbrink Bernd: Grundriss der Rhetorik. Geschichte. Technik. Methode. 4., aktualisierte Auflage. Stuttgart: Metzler, 2005.

Ueding, Gert: Klassische Rhetorik. 4., durchgesehene Auflage. München: Beck, 2005.

Ueding, Gert: Rhetorik des Schreibens. Eine Einführung. 4. Auflage. Weinheim: Beltz Athenäum, 1996.

Ueding, Gert: Was ist Rhetorik? Eine Einführung in die Theorie und Geschichte der Rhetorik. <http://www.uni-tuebingen.de/uni/nas/definition/rhetorik.htm>; eingesehen am 17.01.2007.

1.2 Sekundärliteratur

Adamzik, Kirsten (Hg.): Textsorten. Reflexionen und Analysen. Tübingen: Stauffenburg, 2000.

Adamzik, Kirsten: Textlinguistik. Eine einführende Darstellung. Tübingen: Max Niemeyer, 2004.

Adamzik, Kirsten: Textsorten-Texttypologie. Eine kommentierte Bibliographie. Münster: Nodus, 1995.

Berger, Bruno: Essay. Form und Geschichte. Bern: Francke, 1964.

Brinker, Klaus: Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. 5., durchgesehene und ergänzte Auflage. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 2001.

Haas, Gerhard: Essay. Stuttgart: Metzler Verlag und Poeschel Verlag, 1969. (M 83)

Hilgendorff, Wilhelm: Gelegenheitsrede. In: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch. Band 3. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1994.

Marcuse, Herbert: Kultur und Gesellschaft 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1965.

Matuschek, Stefan: Lobrede. In: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch. Band 5. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1994.

Reichert, Hermann: ‚Lüge‘ und ‚Selbstgespräch‘: zwei Kommunikationsmodelle. Wien: Edition Praesens, 1999.

Sicker, Frank (Hg.): Großes Buch festlicher Reden und Ansprachen. Erweitert und völlig überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Falken, 1967.

Sommerfeldt, Karl-Ernst (Hg.): Textsorten und Textsortenvarianten. Frankfurt am Main: Lang, 2003.

Sommerfeldt, Karl-Ernst / Schreiber, Herbert (Hgs.): Textsorten des Alltags und ihre typischen sprachlichen Mittel. Frankfurt am Main: Lang, 2001.

Ueding, Gert: Klassische Rhetorik. München: C.H. Beck, 2005.

Ueding, Gert: Moderne Rhetorik. Von der Aufklärung bis zur Gegenwart. München: C.H. Beck, 2000.

Weinreich, Harald: Linguistik der Lüge. Kann Sprache die Gedanken verbergen? 5. Auflage. Heidelberg: Lambert Schneider GmbH., 1974.

Zimmermann, Alexandra: Von der Kunst des Lobens. Eine Analyse der Textsorte Laudatio. München: Iudicium, 1993.

Zinsmaier, Thomas: Epideiktik zwischen Affirmation und Artistik. In: <http://www.uni-tuebingen.de/uni/nas/dozenten/zinsepi.htm>; eingesehen am 21.2.2007.

1.3 Nachschlagwerke

Duden. Das Fremdwörterbuch. Herausgegeben vom wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. 5., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim: Brockhaus, 1990.

Jens, Walter: Rhetorik. In: Kohlschmidt, Werner / Wolfgang Mohr: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Begründet von Paul Merker und Wolfgang Stammeler. 2. Auflage. Band 3. Berlin-New York: de Gruyter, 2001.

Lausberg, Heinrich: Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft. 3. Auflage. Stuttgart: Steiner, 1990.

Wilpert von, Gero: Sachwörterbuch der Literatur. 8. Auflage. Stuttgart: Körner, 2001.

1.4 Interviews und Emailverkehr

Kopperschmidt, Josef: schriftliches Interview vom 3.8.2006

Ueding, Gert: Emailverkehr vom 15.8.2006

Zinsmaier, Thomas: Emailverkehr vom 31.7.2006

Zinsmaier, Thomas: telefonisches Interview vom 1.8.2006

2. Analyse

2.1 Primärliteratur

Preisreden Elfriede Jelineks:

Jelinek, Elfriede: In den Waldheimen und auf den Haidern. Preisrede anlässlich des Heinrich-Böll-Preises. <http://ourworld.compuserve.com/homepages/elfriede/boell-p.HTM>; eingesehen am 1.1.2007.

Jelinek, Elfriede: Rede einer Feministin. In: Roswitha - Gedenkmedaille 1978-1982. Literaturpreis der Stadt Bad Gandersheim. Ohne Ort: Braunschweig, 1983.

Jelinek, Elfriede: Was uns vorliegt. Was uns vorgelegt wurde. In: <http://ourworld.compuserve.com/homepages/elfriede/buechner.htm>; eingesehen am 10.9.2007.

Werke Georg Büchners:

Büchner, Georg: Dantons Tod. In: Pörnbacher, Karl / Schaub, Gerhard u.a. (Hgs.): Georg Büchner. Werke und Briefe. Münchner Ausgabe. 6. Auflage. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1988.

Büchner, Georg: Lenz. Der Hessische Landbote. Stuttgart: Reclam, 1957. (7955)

Büchner, Georg: Lenz. Stuttgart: Reclam, 1984. (8210)

Büchner, Georg: Leonce und Lena. In: Pörnbacher Karl / Schaub, Gerhard u.a. (Hgs.): Georg Büchner. Werke und Briefe. Münchner Ausgabe. 6. Auflage. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1988.

2.2 Sekundärliteratur

Assmann, Michael: Der Georg-Büchner-Preis 1951-1987. Eine Dokumentation. München: Piper, 1987.

Auerbach, Erich: Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur. 9. Auflage. A. Francke: Tübingen/Basel, 1994.

Bartens, Daniela: Vom Verschwinden des Textes in der Rezeption. In: Bartens, Daniela / Pechmann, Paul (Hgs.): Elfriede Jelinek. Die internationale Rezeption. Graz: Droschl, 1997.

Barthes, Roland: Mythen des Alltags. Frankfurt am Main: Edition Suhrkamp 1964. (92)

Bimlinger, Eva: Der Georg-Büchner-Preis. Werk und Person Büchners in den Preisreden. Hausarbeit, Wien, 1989.

Bischoff, Doerte / Wagner-Egelhaaf, Martina (Hgs.): Weibliche Rede – Rhetorik der Weiblichkeit. Studien zum Verhältnis von Rhetorik und Geschlechterdifferenz. Freiburg im Breisgau: Rombach, 2003.

Brochmeyer, Dieter: Martin Walser und die Öffentlichkeit. Von einem neuerdings erhobenen unvornehmen Ton im Umgang mit einem Schriftsteller. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001.

Büchner-Preis-Reden. 1951-1971. Stuttgart: Reclam 1972. (9332)

Büchner-Preis-Reden. 1972-1983. Stuttgart: Reclam 1984. (8011)

Döring, Christian (Hg.): Deutschsprachige Gegenwartsliteratur. Wider ihrer Verächter. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1995. (Neue Folge Band 938)

Goltschnigg, Dietmar (Hg): Georg Büchner und die Moderne. Texte, Analysen, Kommentar. Band 3. Erich Schmidt: Berlin, 2004.

Greiner, Ulrich: Die verlorene Unschuld. In: Görtz, Franz Josef / Ueding, Gert (Hgs.): Gründlich verstehen. Literaturkritik heute. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1985.

Hartwig, Ina: Sexuelle Poetik. Proust, Musil, Genet, Jelinek. Frankfurt am Main: Fischer, 1998.

Heberger, Alexandra: Der Mythos Mann in ausgewählten Prosawerken von Elfriede Jelinek. Osnabrück: Der andere Verlag, 2002.

Janke, Pia (Hg.): Die Nestbeschmutzerin. Jelinek & Österreich. Salzburg / Wien: Jung und Jung, 2002.

Janz, Marlies: Elfriede Jelinek. Stuttgart: Metzler, 1995. (286)

Jelinek, Elfriede / Heinrich, Jutta u.a.: Sturm und Zwang. Schreiben als Geschlechterkampf. Hamburg: Ingrid Klein, 1995.

Lamb-Faffelberger, Margarete: Valie Export und Elfriede Jelinek im Spiegel der Presse. Zur Rezeption der feministischen Avantgarde Österreichs. New York, Berlin, Frankfurt am Main u.a.: Lang, 1992.

Lavi, Daliah: Wer hat mein Lied so zerstört. In: <http://www.lyricstime.com/daliah-lavi-wer-hat-mein-lied-so-zerst-rt-lyrics.html>; eingesehen am 17.1.2008.

Literaturpreis Bad Gandersheim: http://www.bad-gandersheim-online.de/roswithapreis.cfm?null=&bf=false&backurl=kultur_bildung.cfm&rm=ROOT&cm=91A41FC7-26B1-11D5-A526009027B69DF7; eingesehen am 31.12.2006.

Masanek, Nicole: Männliches und weibliches Schreiben? Zur Konstruktion und Subversion in der Literatur. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2005.

Mayreder, Rosa: Zur Kritik der Weiblichkeit. Essays. Zusammengestellt und eingeleitet von Hanna Schnedl. München: Frauenoffensive, 1982.

Pfaffmutter, René: Essay – Anspruch und Möglichkeit. Plädoyer für die Erkenntniskraft einer unwissenschaftlichen Darstellungsform. Hamburg: Kovac, 2002.

Pörnbacher, Karl / Schaub, Gerhard u.a. (Hgs.): Georg Büchner. Werke und Briefe. Münchner Ausgabe. 6. Auflage. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1988.

Reinfeldt, Sebastian: Nicht-wir und Die-da. Studien zum rechten Populismus. Studien zur politischen Wirklichkeit Band 8. Wien: Wilhelm Braumüller, 2000.

Rohner, Ludwig: Der deutsche Essay. Materialien zur Geschichte und Ästhetik einer literarischen Gattung. Neuwied / Berlin: Hermann Luchterhand, 1966.

Schestag, Uda: Sprachspiel als Lebensform. Strukturuntersuchungen zur erzählenden Prosa Elfriede Jelineks. Bielefeld: Aisthesis, 1997.

Schirrmacher, Frank (Hg.): Die Walser-Bubis-Debatte. Eine Dokumentation. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999.

Stephan, Inge / Pietzcker, Carl (Hgs.): Frauensprache-Frauenliteratur? Für und Wider einer Psychoanalyse literarischer Werke. Band 6 – Kontroversen, alte und neue. Tübingen: Niemeyer, 1986.

Szczepaniak, Monika: Dekonstruktion des Mythos in ausgewählten Prosawerken von Elfriede Jelinek. Frankfurt am Main: Lang, 1998.

Thuswaldner, Anton: Österreichische Verhältnisse. In: Döring, Christian (Hg.): Deutschsprachige Gegenwartsliteratur. Wider ihrer Verächter. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1995. (Neue Folge Band 938)

Ulmer, Judith S.: Geschichte des Georg-Büchner-Preises. Soziologie eines Rituals. Berlin: Walter de Gruyter, 2006.

Vormweg, Heinrich: Pop-art und Wachträume. In: Roswitha-Gedenkmedaille 1978-1982. Literaturpreis der Stadt Bad Gandersheim. Ohne Ort: Braunschweig, 1983.

Walser, Martin: Über freie und unfreie Rede. Eggingen: Edition Isele, Datum unbekannt.

Zink, Marko / Immler, Manuela: Der Büchnerpreis. Geschichte und Praxis. Seminararbeit: Universität Wien, 2000. Die Arbeit liegt bei den Verfassern auf.

2.3 Nachschlagwerke

Amtsblatt für den Landkreis Northeim: Satzung über die Stiftung des Roswitha-Preises (Literaturpreis) der Stadt Bad Gandersheim, 9.3.2007.

Amtsblatt mit der Nummer G 2663 der Stadt Köln, Paragraph 152: Satzung für die Verleihung des Heinrich-Böll-Preises der Stadt Köln, 24.4.2002.

Auszug mit der Nummer 1047 des Beschlussbuches des Rates der Stadt Köln. 17. Satzung für den Literatur- und Musikpreis der Stadt Köln, 7.10.1954.

Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung:
http://www.deutscheakademie.de/preise_buechner.html; eingesehen am 17.1.2008.

Janke, Pia: Werkverzeichnis Elfriede Jelinek. Wien: Edition Praesens, 2004.

Martini, Fritz: Essay. In: Kohlschmidt, Werner / Wolfgang Mohr: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Begründet von Paul Merker und Wolfgang Stammeler. 2.Auflage. Band 1. Berlin-New York: de Gruyter, 2001.

Neumann, Noelle; Winfried Schulz u.a. (Hgs.): Publizistik Massenkommunikation. Frankfurt am Main: Fischer, 1994.

Presseinformation der Stadt Köln. Begründung der Jury: Heinrich-Böll-Preis der Stadt Köln 1986 für Elfriede Jelinek. Köln, ohne Datum.

2.4 Interviews und Emailverkehr

Blattmann, Corinna: Emailverkehr vom 12.12.2007

Verscharen, Franz-Josef: Emailverkehr vom 11.12.2007 und 12.12.2007

Winkler, Gerd: Emailverkehr vom 12.1.2007, 25.1.2007 und 12.4.2007

Birks, Ingeborg: Emailverkehr vom 2.4.2007

Krahberger, Franz: Emailverkehr vom 8.3.2007

Wodak, Ruth: schriftliches Interview vom 27.2.2007

Dirks, Liane: Emailverkehr vom 12.1.2007

Treude, Sabine: telefonisches Interview vom 9.9.2006

Verlag Jung und Jung: Telefonat vom 17.01.2007 zu Peter Handke.

Literaturhaus Wien: Telefonat vom 1.02.2007 zu Herbert Achternbusch, Gerhard Rühm, Oswald Wiener und Günther Brus.

2.5 Zeitungsartikel

Cerha, Michael: Gespaltene Empfindung der Welt. In: Der Standard, 19.9.1998.

Detje, Robin: Ein zartes Gewebe aus Stacheldraht. In: Berliner Zeitung, 20.5.1998.

dpa: Elfriede Jelinek zum Büchner-Preis. In: Salzburger Nachrichten, 22.5.1998.

Ebel, Martin: Der Sprache wird der Arm gedreht, bis er ausgerenkt ist. In: Stuttgarter Zeitung, 19.10.1998.

Fink, Humbert: Die Beschimpfung. In: Kronen Zeitung, 9.12.1986.

Grazer Autorenversammlung: Brief an die Deutsche Presse Agentur, Graz 6.1.1987.

Grassl, Gerhard: Gegen „Hetzer“ und „Schmierer“: Offener Brief an Bürgermeister Zilk. In: Volksstimme, 17.12.1985.

Hartmann, Rainer: Scharfe Kritik am Heimatland. Würdigung als „Sprachchemikerin“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 3.12.1986.

Hartwig, Ina: Die Richtige. Büchnerpreis für Elfriede Jelinek. In: Frankfurter Rundschau, 20.5.1998.

Holzer, Stefanie: Liebe machen in geschützten Fichten. In: taz, 22.5.1998.

Holzinger, Lutz: Nestbeschmutzer? In: Volksstimme, 13.7.1986.

Jeanne, Michael: Wien weiß, was es seinen Künstlern schuldet! Bürgermeister Zilk ehrt Paula Wessely und Attila Hörbiger anlässlich ihrer goldenen Hochzeit. In: Neue Kronen Zeitung, 12.12.1985.

Krause, Tilman: Die verbiesterte Avantgarde. In: Die Welt, 17.10.1998.

Leitner, Reinhold: Die Jelinek, eine Mörderin? In: Volksstimme, 26.11.1985.

Leitner, Sebastian: Das Gespeißel der Elfriede Jelinek. In: Kurier, 12.12.1986.

Leitner, Sebastian: Menschlich gesehen. Die Kunst der Hinterlist. In: Kurier, 23.12.1986.

Linder Christian: In Waldheimen und auf Haidern. In: Süddeutsche Zeitung, 4.12.1986.

Lingens, Peter Michael: Wieweit verdient Paula Wessely Elfriede Jelinek? In: Profil Nr. 48, 25.11.1985.

Lohss, Otti: Kommentar zum Kulturgesehen. Roswitha von Gandersheim und ihr Preis. In: Deutsche Tagespost, 27.10.1978.

Moser, Gerhard: Herr Leitner, Sie tun mir leid! In: Volksstimme, 14.12.1986.

Müller, André: Ich lebe nicht. André Müller spricht mit der Schriftstellerin Elfriede Jelinek. In: Die Zeit, 22.6.1990.

N. N.: „Wie die Seidenraupe spinnt...“. In: Offenburger Tageblatt, 26.10.1978.

N. N.: Auf H.C. Artmann folgt nun Elfriede Jelinek. In: Oberösterreichische Nachrichten, 20.5.1998.

N. N.: Die Scheinheiligen. In: Süddeutsche Zeitung, 17./18.10.1998.

N. N.: Die verbiesterte Avantgarde. In: Die Welt, 17.10.1998.

N. N.: Elfriede Jelineks kulturelle Ausbeute. In: Die Welt, 22.5.1998.

N. N.: Jusos an Elfriede Jelinek: Stellung nehmen zur Freiheit des Geistes. Gandersheimer Kreisblatt, 18.10.1978.

N. N.: Preis an Jelinek. Nur für Frauen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.10.1978.

N. N.: Schreiben als Männersache? In: Frankfurter Neue Presse, 23.10.1978.

N. N.: Sprachschöpfer, Rebell, Mystiker. In: Kärntner Tageszeitung, 14.10.1998.

Nagel, Ivan: In der Mitte bebt und zuckt die Lüge. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.10.1998.

Perthold, Sabine: In den Waldheimen und auf den Haidern... . In: Stimme der Frau. Band 5/1992.

Pollak, Anita: Ohne Engagement keine Jelinek. In: Kurier, 17.10.1998.

Reiterer, Reinhold: Auf sich zurückgeworfen. In: Berliner Morgenpost, 17.10.1998.

Scharang, Michael: Herzblut contra Pisse. In: Profil Nr. 52/53, 22.12.1986.

Scheller, Wolf: Langsames, unerbittliches Rad der Geschichte. In: Rheinische Post, 17.10.1998.

Stadler, Franz: Mit sozialem Blick und scharfer Zunge. In: Volksstimme, 24.8.1986.

Steinfeld, Thomas: Der schrille Ton. In: Frankfurter Allgemeine Zeit, 20.5.1998.

Steinfeld, Thomas: Lustlos. Büchner-Preis für Elfriede Jelinek. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.5.1998.

Treude, Sabine: Büchner und die Kinder der Toten. In: Volksstimme, 12.6.1998.

V.A.: Mater dolorosa. In: Süddeutsche Zeitung, 22.5.1998.

Wilmes, Hartmut: Kunstwerke mit der Axt gemacht. In: Kölnische Rundschau, 3.12.1986.

2.6 Weitere Werke Elfriede Jelineks

Jelinek, Elfriede: Das Wort, als Fleisch verkleidet. In: <http://www.elfriedejelinek.com>; eingesehen am 10.9.2007.

Jelinek, Elfriede: Die Anmessung des Urteils. In: <http://www.elfriedejelinek.com>; eingesehen am 10.9.2007.

Jelinek, Elfriede: Die Ausgesperrten. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2004.

Jelinek, Elfriede: Die Bienenkönige. In: <http://www.elfriedejelinek.com>; eingesehen am 10.9.2007.

Jelinek, Elfriede: Die Kinder der Toten. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1995.

Jelinek, Elfriede: Die Klavierspielerin. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2001.

Jelinek, Elfriede: Die Liebhaberinnen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2002.

Jelinek, Elfriede: Else Lasker-Schüler. In: <http://www.elfriedejelinek.com>; eingesehen am 10.9.2007.

Jelinek, Elfriede: Gier. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2000.

Jelinek, Elfriede: Hören Sie zu! In: <http://www.elfriedejelinek.com>; eingesehen am 10.9.2007.

Jelinek, Elfriede: Im Abseits. In: <http://www.elfriedejelinek.com>; eingesehen am 10.9.2007.

Jelinek, Elfriede: Lust. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1992.

Jelinek, Elfriede: Michael. Ein Jugendbuch für die Infantilgesellschaft. Reinbek bei Hamburg. Rowohlt, 2004.

Jelinek, Elfriede: Oh Wildnis, Oh Schutz vor ihr. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1985.

Jelinek, Elfriede: Österreich. Ein deutsches Märchen. In: <http://www.elfriedejelinek.com>; eingesehen am 10.9.2007.

Jelinek, Elfriede: Präsident Abendwind. In: <http://www.elfriedejelinek.com>; eingesehen am 10.9.2007.

Jelinek, Elfriede: Stig Dagerman. In: <http://www.elfriedejelinek.com>; eingesehen am 10.9.2007.

Jelinek, Elfriede: Totenauberg. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1991.

Jelinek, Elfriede: Über Tiere. In: <http://www.elfriedejelinek.com>; eingesehen am 10.9.2007.

Jelinek, Elfriede: wir sind lockvögel baby! Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2004.

XI. Anhang

1. Abstract

Die Diplomarbeit „Die Festrede/Epideiktik und die Preisreden Elfriede Jelineks“ befasst sich einerseits mit der Textgattung Rede und untersucht andererseits im Anschluss daran die Leistungen der Preisreden von Elfriede Jelinek. Das erste Kapitel beschäftigt sich mit einem Überblick über die Rhetorik und stellt damit die wissenschaftliche Einbettung der Arbeit dar. Mit dem Themenschwerpunkt der Festrede/Epideiktik widmet sich das zweite Kapitel einem rhetorischen Bereich, der bisher kaum in der Wissenschaft Beachtung gefunden hat und hier nun eine Definition erhält. Diese Arbeit bietet einen sehr genauen und detaillierten Einblick in diese Redegattung, analysiert einerseits ihre Leistungen als Sprachrohr und subversives Medium, andererseits dokumentiert sie auch ihre Machtposition und warnt vor ihrem manipulativen Moment. Das dritte Kapitel widmet sich drei Preisreden Elfriede Jelineks unterschiedlicher Dekaden. Diese werden gemäß der Ergebnisse der ersten beiden Kapitel analysiert und auch interpretiert. Hierbei treten die Leistungen Jelinekscher Preisreden klar hervor. Jelinek benutzt die Preisrede als kritisches und politisches Medium, um Gegenöffentlichkeit herzustellen und Diskurs zu entfachen. Die Analysen sind von sozialer Intelligenz und basieren auf der Rolle des Sprachrohrs für all jene, die keine Möglichkeit der Artikulation finden können.

Das Resümee verbindet die einzelnen Kapitel miteinander und fasst alle Arbeitsergebnisse nochmals zusammen.

2. Lebenslauf

2003 Aufnahme des Studiums an der Akademie für Bildende Künste, Wien/Österreich. Meisterklasse für Kunst und Fotografie/erweitert malerischer Raum bei Matthias Hermann, Eva Schlegel, Franz Graf, Judith Huemer und Josephine Pryde.

1996-2008 Studium der Deutschen Philologie (Germanistik) und Publizistik und Kommunikationswissenschaften, sowie Hörer auf der Kunstgeschichte, Universität Wien/Österreich.

2001-2003 Schule für künstlerische Fotografie (unter der Leitung von Friedl Kubelka), Wien/Österreich.

1993-1996 Unterricht bei Ingo Springenschmid (Lyrik, Prosa, Fotografie), Bludenz/Österreich.

1986-1996 Bundesrealgymnasium mit Instrumentalunterricht, Bludenz/Österreich.

1982-1986 Volksschule, Gaschurn/Österreich.